- 7. 11. 42

7. Jahrgang Heft 7/8 Juli/August 1942

STADTBIBLIOTHEK STETTIN

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte

DAS GRAB DER AHNEN
Großsteingrab aus Oldenburg
Eichen als Grabeswächter

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

7. Jahrgang 1942 **Germanen-Erbe** Heft 7/8

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Kurt Pastenaci: Das germanische Heereswesen unter Ariowist 98

Eduard Beninger: Die Germanen im Burgenland 104

Friedrich Heinz Schmidt: Die Totenbretter im Gau Bayreuth 114

Walter Gronau: Ausgrabungen an der Grenze Ostpreußens 122

Nachrichten 126

Bücheranzeigen 128

Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch der gering scheinenden, wird den Wert eines Menschenlebens entscheiden.

Helmut von Moltke

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

KIRCHENBURG TARTLAU in Siebenbürgen *Kornspeicher*

Kurt Pastenaci

Das germanische Heereswesen unter Ariowist

Die zweitausendste Wiederkehr des Jahres der Schlacht zwischen Ariowist und Cäsar ist Anlaß genug, um das Heereswesen unserer Vorfahren von einem Vorurteil zu befreien, das als Lehrmeinung heute noch und selbst in wissenschaftlichen Kreisen vorhanden ist, von dem Vorurteil nämlich, es sei primitiv, unentwickelt und barbarisch gewesen. Um dies zu tun, genügt es, die sich auf militärische Erscheinungen bei den Germanen beziehenden Angaben Cäsars zu untersuchen, auszuwerten und mit dem Heereswesen antiker Völker, wie etwa der Griechen und Römer, zu vergleichen. Die Verlautbarungen des größten römischen Feldherrn sind für uns Quellen von so hohem und unmittelbarem Wert, wie wir sie sonst in dem gesamten antiken Schrifttum nirgends wieder besitzen. Es sind zwar auch Cäsar Irrtümer unterlaufen. Er hat sich von Germanen den bekannten Bären aufbinden lassen, daß der Elch keine Gelenke an den Beinen habe. Er hat die staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bei den Germanen mit römischen Augen gesehen und daher falsch beurteilt. Seine Angaben sind auch nicht zuverlässig, wo sie aus politischen Gründen erfolgten. Das gilt besonders für seine Angaben über die Stärke der in Gallien stehenden germanischen Stämme, denn sie sollten ihm dazu dienen, sein Vorgehen in Rom zu rechtfertigen. Er brach ja ohne völkerrechtlichen Grund den Krieg gegen Ariowist vom Zaun und schlug die Usipeter und Tenkterer durch einen Überfall, unter Bruch des abgeschlossenen Waffenstillstandes. Um dies zu rechtfertigen, mußte er die Gefahr, die nicht nur Gallien, sondern darüber hinaus auch dem römischen Reich von den Germanen drohte, besonders kraß darstellen, also mit großen Zahlen operieren. Wo Cäsar jedoch rein militärische Beobachtungen und Feststellungen macht, kann man ihm, dem ersten militärischen Fachmann des römischen Reiches, durchaus folgen.

Cäsar erzählt uns nun, daß Ariowist seine Truppen nach Stämmen geordnet in gleichen Abständen zur Schlacht aufstellt. Es waren sieben Stämme: die Haruden, Markomannen, Triboker, Wangionen, Nemeter, Sedusier und Sweben. Jeder dieser Stämme bildete einen jener vielfach — wenn hier freilich auch nicht von Cäsar — bezeugten Keile (Abb. 1 oben). Die sieben Keile waren „in gleichen Abständen" voneinander aufgestellt. Es erfolgt der Zusammenprall beider im Angriff vorgehenden Heere, wobei, offenbar als zweite Phase der Schlachtentwicklung „die Germanen nach ihrer Gewohnheit rasch eine Phalanx bildeten" (Abb. 1 unten).

Halten wir fest, daß die Germanen, nach Cäsars ausdrücklicher Mitteilung, die Phalanx kannten. Es ist dabei zunächst belanglos, ob man das Bilden einer Phalanx als einen selbstverständlichen und natürlichen Vorgang annehmen will, der sich stets dann abspielen mußte, wenn die Angriffswucht des großen Gevierthaufens erlahmte — eine Auffassung, die Delbrück vertritt —, oder ob es sich dabei um ein bewußtes Manöver gehandelt hat. Die Phalanx wandten unsere Vorfahren jedenfalls an, denn auch in dem von Delbrück vertretenen Falle mußte die Phalanxbildung in jeder nicht durch den ersten Stoß der Keile entschiedenen Schlacht in Erscheinung treten. Die Phalanx ist nun bekanntlich jene Schlachtordnung, die die Griechen den Persern überlegen machte. Sie ist bereits das Ergebnis einer militärischen Entwicklung, denn der Kampf einzelner Krieger, oder von Gruppen und Haufen ohne bewußte und feste Ordnung, muß als das Ursprüngliche angesehen werden.

Das griechische Heereswesen ist im wesentlichen über die geschlossene, nicht aufgegliederte Phalanx nicht hinaus gekommen. Auch bei den Macedoniern bildete die geschlossene Phalanx immer das Rückgrat jeder Schlachtaufstellung. Erst Alexander der Große hat verschiedene Truppengattungen als gleichwertige Faktoren eingesetzt und vor allem der Kavallerie den gleichen taktischen Wert gegeben, den bis dahin die macedonische Infanterie allein besaß.

Schon die von Cäsar bei den Germanen beobachtete und mitgeteilte Phalanxbildung wirft also die Lehrmeinung von der Primitivität des germanischen Heereswesens über den Haufen, denn unsere Vorfahren hatten, wenigstens unter Ariowist, es schon zu einer Entwicklung des Heerwesens gebracht, die über der von den Griechen und Macedoniern je für Infanterie erreichten steht. Auch für diese Feststellung erbringt Cäsar die Beweise. Den Germanen war danach nicht etwa nur die Phalanx bekannt, sondern auch ihre bewußte taktische Aufgliederung, eine Entwicklung, zu der weder die Griechen noch die Macedonier gekommen sind. Merkwürdigerweise hat Delbrück übersehen, daß Cäsar sagt, die Germanen bildeten „nach ihrer Gewohnheit" rasch eine Phalanx. Wir werden fragen müssen, wie Cäsar zu einer solchen Feststellung kommt. Er hat bekanntlich nur eine einzige rangierte Feldschlacht gegen reine

Germanen, nämlich die gegen Ariowist, geschlagen. Wenn er von germanischen Gefangenen oder von germanischen Mitkämpfern — Cäsar hatte bekanntlich bei seinen späteren Feldzügen germanische Reiter in seinem Heer — erfahren haben sollte, daß die Phalanxbildung üblich sei, sobald die Angriffswucht des germanischen Keiles erlahme, so hätte ihn das allein schon zu seiner Feststellung berechtigt. Solche Mitteilungen von germanischer Seite werden ihm jedoch nur seine eigene Beobachtung bestätigt haben. Als militärischer Fachmann mußte Cäsar unmittelbar erkennen, ob die Phalanxbildung unbewußt „natürlich" oder bewußt „exerziermäßig" erfolgte. Erfolgte sie exerziermäßig, so konnte er davon sprechen, daß die Germanen die Phalanx „nach ihrer Gewohnheit" bildeten. Es kann wohl kaum ein Zweifel daran sein, daß Cäsar das Exerziermäßige der Phalanxbildung erkannt hat, um so weniger als er dies durch eine völlig unverdächtige Feststellung erhärtet. Nämlich die Feststellung, daß die germanischen Keile — „in gleichen Abständen" — zur Schlacht antraten. Diese Abstände waren notwendig, um den nötigen Raum für die spätere Phalanxbildung zu haben.

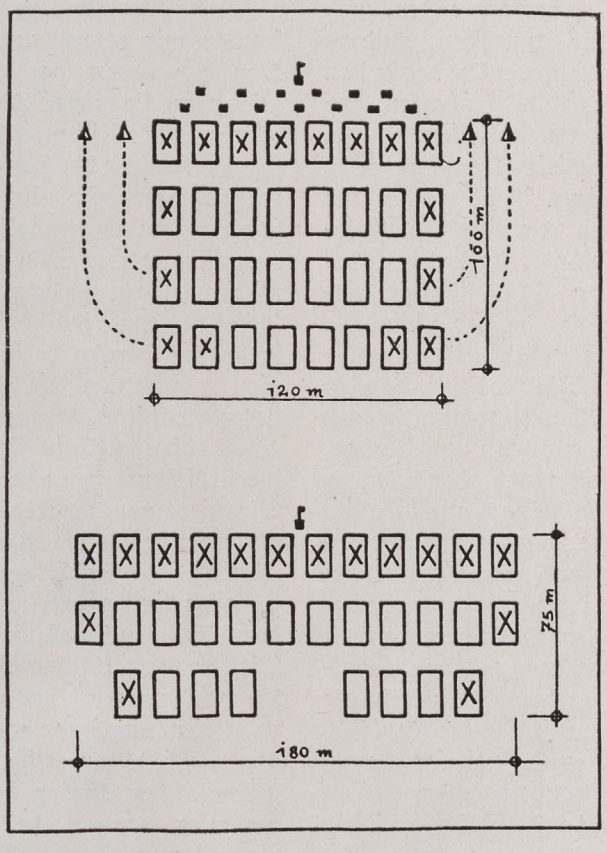

ABB. 1. DIE GERMANISCHE SCHLACHTSTELLUNG
oben: der Keil *unten: die Phalanx*

Es ist nicht mehr zweifelhaft, daß die Bildung von Keilen eine bewußte taktische Aufgliederung der großen Phalanx darstellt. Sie war aus zwei Gründen erfolgt. Einmal weil die germanischen Führer die gleiche Erfahrung machen mußten wie die griechischen, macedonischen und römischen Feldherrn, nämlich die, daß eine in Bewegung befindliche Phalanx sehr schwer in Ordnung zu halten ist, daß sie allein schon von Geländehindernissen in Unordnung gebracht werden kann und daß sie nur schwer taktisch erwünschte Schwenkungen durchführen kann. Sie ist außerdem gegen Flanken- und Rückenangriffe nahezu wehrlos, was die Römer bekanntlich in der Schlacht von Cannae teuer bezahlen mußten. Aus diesen Erfahrungen heraus haben die römischen Feldherrn eine Aufgliederung der Phalanx durchgeführt, worüber noch zu sprechen sein wird. Mit dieser bewußten Aufgliederung haben sie den entscheidenden Schritt über das griechische und macedonische Heereswesen hinaus getan. Die Germanen haben jedoch den gleichen Schritt mit ihrer Aufgliederung der Phalanx in Keile getan.

Die taktische Aufgliederung der Phalanx erfolgte aber nicht allein auf Grund der Erfahrungen, sondern auch auf Grund der germanischen Wesensart. Für den Germanen ist der Angriffsgeist immer kennzeichnend gewesen, und aus diesem Angriffsgeist heraus erfolgte die Bildung von Keilen, deren taktischer Wert ja in der erhöhten Wucht des Angriffs liegt. Für die von den Römern gewählte Aufgliederung der Phalanx waren andere Gründe maßgebend. Zunächst der Grund der leichteren Beweglichkeit. Die Römer erreichten die leichtere Beweglichkeit ihrer Schlachtordnung durch die Einrichtung von Intervallen zwischen den Manipeln. Auch von der griechischen und der macedonischen Phalanx kann, wie Delbrück dargelegt hat, angenommen werden, „daß sie keine ganz ununterbrochene Linie bildete, sondern von Abteilung zu Abteilung kleine Intervalle ließ, die den geordneten Vormarsch erleichterten und beim Zusammenstoß mit den Feinden, durch das Vorquellen der hinteren Glieder, von selber zugingen" (Delbrück, Kriegskunst, Bd. 1, S. 280). Das römische Verfahren erfolgte jedoch künstlich und voll bewußt. Taktisch stellt die Ordnung der Manipel ebenso wie die der Hastaten, Prinzipes und Triarier noch keine eigentliche Aufgliederung der Phalanx dar, sondern nur eine Untergliederung. Delbrück urteilt darüber: „Die Manipularordnung hält das Wesen der Phalanx völlig aufrecht, gibt ihr aber die Möglichkeit sich mit viel größerer Leichtigkeit durch ungünstiges Gelände zu bewegen. Was auch dazwischen komme, sie gerät nicht in Unordnung, sie wird immer mit geschlossener, lückenloser Front

an den Feind gelangen. An die Stelle einer fast starren Einheit ist eine gegliederte Einheit getreten. Die Phalanx hat Gelenke bekommen."

Wie sieht es nun in dieser Beziehung bei den Germanen aus? Unmittelbare Zeugnisse für die Untergliederung der großen Schlachtkeile haben wir nicht. Und doch können wir eine solche Untergliederung erschließen. Der Keil wurde aus Hundertschaften gebildet, die jede für sich den kleinsten taktischen Körper darstellten und die auch bei der Aufstellung zur Schlacht voneinander durch Abstände geschieden gewesen sein müssen. Anders ist ein exerziermäßiges Herausschwenken der in den hinteren Keilen stehenden Hundertschaften zur Phalanxbildung, wie Cäsar sie feststellen konnte, gar nicht durchführbar. Eine solche Maßnahme ist für ein militärisch so tüchtiges Volk, wie es die Germanen waren, eigentlich nur eine Selbstverständlichkeit. Im übrigen gibt es dafür eine Bestätigung, die freilich nicht von Cäsar stammt, sondern von Dio. Als dessen Quelle hat Livius zu gelten, dessen Gewährsmann wohl ein Mitkämpfer Cäsars gewesen sein dürfte. Dio teilt mit, daß die Germanen, als sie von den Römern zurückgedrängt wurden, nicht sofort Kehrt machten und flohen, sondern „zu dreihundert oder mehr oder weniger zusammengedrängt, ihre Schilde nach allen Seiten vor sich hielten", wodurch sie „durch ihr festes Aneinanderschließen unangreifbar wurden". Man kann daran zweifeln, ob es sich hierbei um ein bewußtes Manöver während der Schlacht gehandelt hat oder um eine sich aus der Lage ergebende Entwicklung. Ich möchte auf ein bewußtes Manöver schließen, und zwar deshalb, weil Dio die Zahl 300 als Größenmaßstab nennt und weil er davon spricht, daß diese Gruppen Front nach allen Seiten nahmen und in sich fest aneinanderschlossen. Diese „Igelbildung" wäre danach von jeweils drei Hundertschaften durchgeführt worden. Daß es einmal mehr, einmal weniger waren, wie Dio sagt, ergibt sich von selbst, da die Hundertschaften während der Schlacht Verluste hatten. Hundertschaften mit starken Verlusten werden sich bei diesem Manöver der Nachbarhundertschaft ohne weiteres angeschlossen haben.

Wenn Cäsar von dieser „Igelbildung" nicht spricht, so muß man daraus nicht schließen, daß sie nicht stattgefunden habe. Die Schilderung Dios ist so eigentümlich und entspricht durchaus dem Wesen unserer Vorfahren, nicht sofort die Flucht zu ergreifen, sobald das Schicksal der Schlacht entschieden erscheint, sondern sich bis zuletzt und mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen, daß eine freie Erfindung eines solchen Vorganges als unwahrscheinlich gelten darf. Cäsar wird in seiner Schilderung auffallenderweise plötzlich sehr kurz. Er teilt den Einsatz der dritten römischen Schlachtlinie, die durch den jungen Publius Crassus erfolgte, mit und sagt dann nur noch: „So kam der Kampf wieder zum Stehen und die ganze feindliche Linie machte kehrt und nicht eher hörten sie auf zu fliehen, als bis sie zum Rheinstrom, etwa fünf Meilen vom Schlachtfelde gelangt waren ..." Bei einem Feldherrn, wie Cäsar es war, ist es durchaus verständlich, daß er eine Schlacht nur bis zu dem Punkte ausführlicher und mit den bezeichnenden Einzelheiten schildert, an dem die Entscheidung gefallen war.

Für das germanische Heereswesen unter Ariowist können wir zusammenfassend zunächst feststellen: Den Germanen war die Phalanx bekannt. Sie gliederten sie, ihrer Wesensart entsprechend, mit bewußten taktischen Absichten in mehrere große Gevierthaufen, die Schlachtkeile, auf. Die Schlachtkeile besaßen eine Untergliederung in Hundertschaften, die es ermöglichte, sowohl exerziermäßig eine Phalanx zu bilden, als auch, wenn die Entwicklung dazu zwang, durch festes Zusammenschließen von gewöhnlich drei Hundertschaften, igelartige Haufen zu bilden, die Front nach allen Seiten hatten. Diese Feststellungen erweisen, daß das germanische Heereswesen zur Zeit des Ariowist einen höheren Entwicklungsstand erreicht hatte, als ihn je die Griechen oder die Macedonier erreichten. Die Germanen waren in ihrer Entwicklung aber auch weiter als die Römer vor Marius, denn erst Marius hat durch seine Heeresreform mit der Einführung der Kohorten eine wirkliche Aufgliederung der römischen Phalanx durchgeführt, die, was die Vielfalt der taktischen Verwendungsmöglichkeit der Kohorte anbetrifft, der germanischen Aufgliederung in Keilen überlegen war. Die Kohorten konnten gegen Flankenangriffe Haken bilden. Von den germanischen Keilen ist dies nicht bezeugt. Die Kohorten konnten aber auch bei einem feindlichen Angriff vom Rücken her, ohne daß die römische Schlachtfront zerriß, eine den Rückenangriff auffangende Front bilden. Gegen Flankenangriffe und Rückenangriffe waren die germanischen Keile nicht durch eine taktische Gliederung geschützt, wie die römische Legion. Dafür kannten die Germanen das taktische Manöver der Igelbildung.

Die römische Schlachtordnung war jedoch nicht nur taktisch in der Breite gegliedert, sondern auch in der Tiefe, und zwar durch die Bildung von zwei oder drei Treffen. Die Treffentaktik ist zum erstenmal von Scipio in der Schlacht bei Zama (Abb. 2) gegen Hannibal angewandt worden. Scipio hatte, wie übrigens auch Hannibal, seine Fußtruppen in zwei Treffen aufgestellt, und zwar in der Absicht, durch Einsatz des zweiten Treffens, die feindliche Schlachtfront nach Verjagung der die Flanken sichernden Reitergeschwader, zu überflügeln und zu umfassen. Da auch Hannibal sein Heer in zwei Treffen hatte aufmarschieren lassen, kam es zu einer solchen Überflügelung und Umfassung der

Karthager nicht, sondern nur zu einer beiderseitigen Verlängerung der Schlachtfront. Das Bilden von zwei oder mehr Treffen wurde nun aber für die römische Kriegskunst kennzeichnend. Und auch Cäsar verdankt die Entscheidung in der Schlacht gegen Ariowist nicht zuletzt der Aufgliederung seines Heeres in drei Treffen und dem rechtzeitigen Einsatz der dritten Schlachtreihe durch Crassus.

Es ist nun für das germanische Heereswesen kennzeichnend, daß eine Aufgliederung der germanischen Schlachtfront in zwei oder mehr Schlachtreihen niemals durchgeführt wurde (das Aussparen von Reserven ist etwas grundsätzlich anderes). Auch germanische Heerführer, die das römische Heereswesen sehr genau kannten, haben niemals versucht, die römische Treffentaktik nachzuahmen. Das tat Arminius nicht, von dem wir wissen, daß er das römische Heereswesen gekannt hat, das tat aber auch Civilis nicht, der bekannte Führer der Bataver, der ja jahrzehntelang Bataverkohorten geführt und an zahlreichen Kämpfen im Verbande römischer Heere teilgenommen hat. Es gibt nur eine Erklärung für diese sehr auffallende Tatsache, die nämlich, daß die germanischen Führer in der Aufstellung ihrer Truppen in zwei oder drei Treffen keinen Vorteil gegenüber der erprobten Aufstellung in Keilen sahen. Das Beispiel des Civilis ist dafür ein unwiderleglicher Beweis. Civilis führte nicht etwa nur die Aufgebote der heimischen Bataver und Canninefaten sowie die von den rechtsrheinischen Germanen gestellten Hilfstruppen, sondern auch die in römischer Weise geschulten Bataverkohorten. Er hätte zum mindesten mit diesen Veteranen ein zweites oder gar drittes Treffen bilden können. Bei der Schlacht gegen den römischen Heerführer Cerialis stellt er sein Heer nicht in Treffen auf, sondern in Keilen. Tacitus bemerkt dies ausdrücklich, und zwar können wir aus seiner Schilderung entnehmen, daß er darüber verwundert war. Er schreibt (Tacitus, Historien V, 14—26): „Am folgenden Morgen besetzte Cerialis seine vorderste Front stark mit Reiterei und bundesgenössischen Kohorten. Im zweiten Treffen standen die Legionen. Für unvorhergesehene Fälle hatte sich der Feldherr ein auserlesenes Korps zurückbehalten. Civilis dagegen nahm nicht in ausgedehnter Linie, sondern in tiefen Schlachthaufen (Keilen) Aufstellung . . ."

Man kann in dem hier bezeugten Falle nicht behaupten, daß der germanische Heerführer als Feldherr nicht fähig gewesen wäre, auch seinerseits Treffen zu bilden, ebensowenig, wie man behaupten kann, daß er von der Treffentaktik der Römer keine Kenntnis gehabt hätte. Also weder Unfähigkeit noch Unkenntnis können als Gründe für die Aufstellung des germanischen Heeres in Keilen angeführt werden! Aber auch ein dritter Grund kann nicht herangeführt werden, nämlich der, daß die Germanen zu wenig anpassungsfähig oder zu konservativ gewesen seien, um die römische Treffentaktik zu übernehmen. Dagegen spricht die Tatsache, daß die Bataverkohorten vielfach im Verbande römischer Heere gekämpft haben und daß sie dort entsprechend der Treffentaktik, und zwar mit Erfolg, eingesetzt werden konnten und wurden. Auch daß sie zu konservativ gewesen seien, um militärische Fortschritte zu übernehmen, widerlegt die von Martin Jahn bewiesene Tatsache, daß die Germanen ohne Zögern schlagartig eine Umbewaffnung durch die Übernahme der römischen Schwertform nicht etwa nur bei den Stämmen, die am Rhein wohnten, sondern allgemein bis in die fernsten germanischen Gaue hinein durchführten, als sie die Überlegenheit der römischen Schwertform erkannt hatten. Es bleibt also nichts anderes übrig als der Schluß, daß die germanischen Heerführer die Schlachtordnung der Keile für mindestens der römischen Treffenordnung gleichwertig, wenn nicht gar überlegen, gehalten haben. Die vielfachen Siege, die germanische Heere über römische Heere errangen, beweisen, daß diese Auffassung der germanischen Heerführer keineswegs unrichtig gewesen ist.

Wir sind nach allem berechtigt festzustellen, daß das germanische Heereswesen zur Zeit des Ariowist und erst recht zur Zeit des Arminius einen Entwicklungsstand — und zwar aus Eigenem — erreicht hatte, der dem Entwicklungsstand des römischen Heereswesens durchaus gleichwertig war.

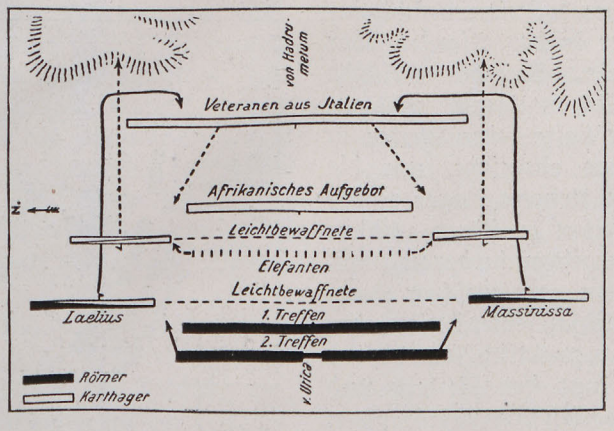

ABB. 2. SCHLACHT BEI ZAMA. Die Geburt der Treffentaktik (nach H. Stegemann)

Wie steht es nun mit dem Feldherrn Ariowist? Die hohen strategischen Fähigkeiten des Heerkönigs hat schon Delbrück anerkannt. Aber auch als Taktiker stand Ariowist auf einer beachtlich hohen Stufe.

Die Schilderung, die Cäsar über die Schlacht im Elsaß gibt, läßt erkennen, daß Ariowist sich durch den drohenden Angriff der Legionen auf seine Wagenburg nicht aus der Ruhe

bringen ließ. Er nimmt sich die Zeit, sein Heer so zur Schlachtordnung aufmarschieren zu lassen, wie er es für richtig hält. Seine Wagenburg läßt er auseinanderfahren und umgibt mit seinen Wagen seine Schlachtordnung, d. h. er sichert sie in den Flanken und im Rücken (Abb. 3). Cäsar hat Ariowist also das Gesetz des Handelns nicht entreißen können. In seiner Schlachtordnung verstärkt Ariowist seinen rechten Flügel. Er kennt also die schräge Schlachtordnung, wie sie Epaminondas zum erstenmal bei Leuktra anwandte (Abb. 4). Als Taktiker ist Ariowist demnach über die Parallelschlacht von Phalangen bereits hinaus.

Die Verstärkung des rechten Flügels war durchaus sinnvoll, denn der römische linke Flügel wurde von den wenig zuverlässigen gallischen Hilfstruppen Cäsars gebildet, deren Flanke durch das kleine römische Lager gesichert war. Gelang es Ariowist, den römischen linken Flügel zu werfen und das Kastell zu stürmen, so schnitt er Cäsar erneut von seiner Verpflegungsbasis und dem Hauptnachschubweg ab. Selbst wenn Cäsar sich dann in sein großes Lager zurückgezogen hätte, konnte Ariowist die Früchte seines Erfolges nützen und Cäsar zu einer zweiten Schlacht unter für die Römer schlechteren Bedingungen zwingen, oder sie aushungern. Wir sehen jedenfalls bei Ariowist eine bewußte Planung der Schlacht. Cäsar verstärkte seinerseits seinen rechten Flügel, schlug also auch eine Flügelschlacht. Die Entscheidung brachte die dritte Schlachtreihe der Römer, die der Reiterführer Crassus rechtzeitig dem schon wankenden linken Flügel zu Hilfe schickte.

Es würde zu weit führen, die Frage der Heeresstärken beider Gegner hier bis ins einzelne zu erörtern. Ich darf auf meine diesbezüglichen Darlegungen in „Die Kriegskunst der Germanen", S. 121 ff., verweisen. Es ist nicht anzuzweifeln, daß das römisch-gallische Heer wenigstens um ein Drittel stärker war als das germanische.

Wesentlich ist die Frage, aus welchen Gründen Ariowist seine 6000 Mann starke Reiterei nicht eingesetzt hat, um die Römer in den Flanken oder gar im Rücken zu bedrohen. Daß das Gelände einen Reiterkampf unmöglich machte, ist nicht anzunehmen, denn Ariowist hatte seine Reiter in demselben Gelände vorher eingesetzt, um die Römer, als sie das zweite kleinere Lager errichteten, bei den Schanzarbeiten zu stören und zu beunruhigen. Wir können also nicht daran zweifeln, daß das Gelände dem germanischen Heerkönig die Möglichkeit zum Einsatz seiner Reiter oder gar jener, von Cäsar ausdrücklich erwähnten „Spezialtruppe" bot, die aus den Reitern und einer gleichen Zahl von auserlesenen Fußkämpfern bestand, die „dank langer Übung" gewohnt waren, zusammen zu kämpfen.

Wenn Ariowist auf den Einsatz seiner Reiterei verzichtete, so lassen sich dafür zwei einleuchtende Gründe finden. Der Hauptgrund dürfte der gewesen sein, daß Ariowist bei dem voraufgegangenen mehrfachen Einsatz seiner Reiter die Erfahrung gemacht hatte, daß die römischen Legionen infolge der Kohorten- und Treffentaktik sich durch Haken-

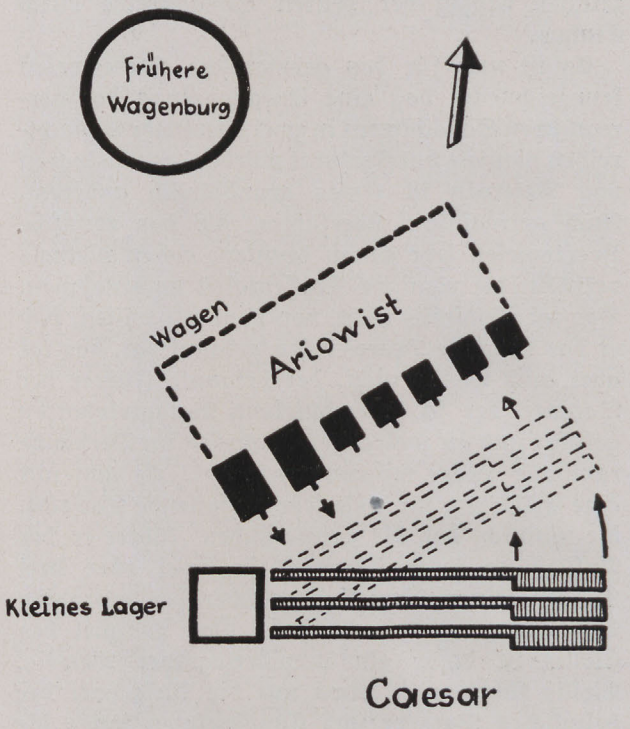

ABB. 3. SCHLACHT AM RHEIN *58 v. d. Ztr.*

bildung und Frontbildung nach rückwärts gegen Flanken- und Rückenangriffe durch Reiterei ausgezeichnet zu schützen verstanden. Bei dem Stand der römischen Kriegskunst hätte tatsächlich der Einsatz der germanischen Reiterei dem Heerkönig keinerlei Vorteile geboten. Ariowist hätte sein Heer nur geschwächt.

Und damit sind wir beim zweiten Grund, der ihn veranlaßte, seine Reiter als Fußkämpfer an-

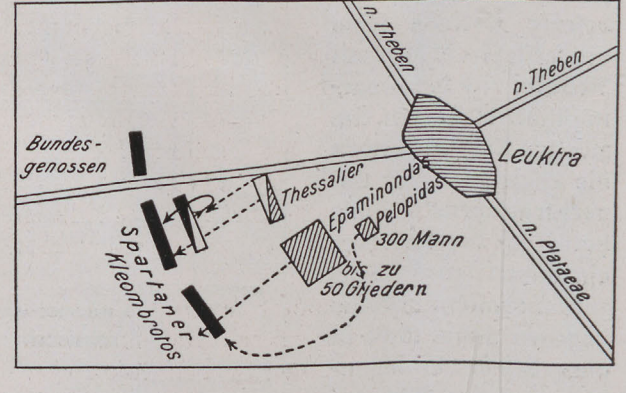

ABB. 4. SCHLACHT BEI LEUKTRA *371 v. d. Ztr.*
Die schiefe Schlachtordnung des Epaminondas
(nach H. Stegemann)

treten zu lassen. Er dürfte mit ihnen die beiden Keile seines rechten Flügels entsprechend verstärkt haben, um wenigstens dem römischen Kriegsvolk, d. h. den Legionen selbst, gewachsen zu sein. Wenn es zutrifft, wie ich darzulegen versucht habe, daß das Heer des Ariowist rund 27000 Mann stark war, und daß Cäsar rund 25000 Legionäre gehabt hat, dazu aber noch wenigstens 15000 Gallier, so ist der Einsatz der germanischen Reiter als Fußtruppen sofort verständlich. Hätte Ariowist die 6000 Reiter von seinen 27000 Mann abgesondert, dann hätte er nur 21000 Mann an Fußtruppen gegenüber

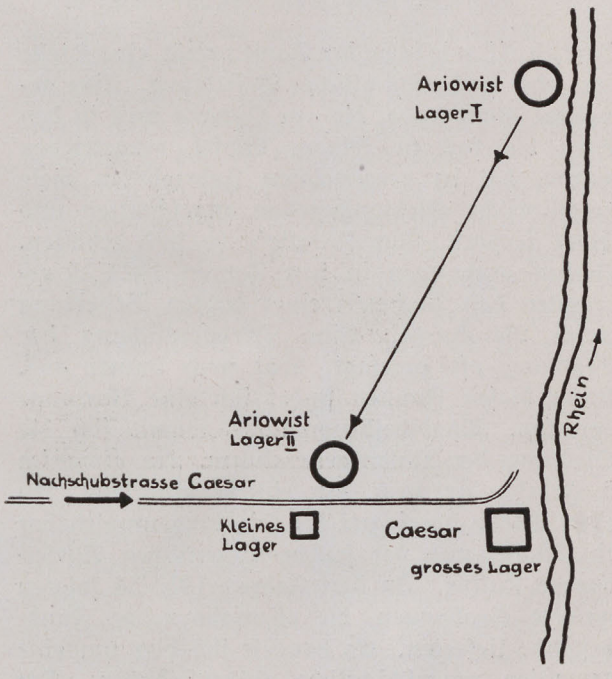

ABB. 5. SCHLACHT ZWISCHEN CÄSAR UND ARIOWIST. Anmarsch und Lager der Germanen

25000 Römern und wenigstens 10000 Mann an gallischen Fußtruppen ins Feld stellen können. Er wäre also hoffnungslos unterlegen gewesen. Durch den Einsatz der Reiter als Fußtruppen glich er diese Unterlegenheit zwar nicht aus, aber das Mißverhältnis in den beiderseitigen Stärken war nicht mehr so kraß. Es standen nun 27000 Germanen zu Fuß etwa 35000 Römern und Galliern zu Fuß gegenüber. Die römisch-gallische Reiterei, deren geringen Wert Ariowist in den vorangegangenen Gefechten sicher erkannt hat, brauchte der Heerkönig nicht zu fürchten. Er sicherte sich gegen Flanken- und Rückenangriffe dieser Reiter dadurch, daß er seine Schlachtordnung von seinen Wagen umgab.

Es ist nun auch verständlich, warum Cäsar seine Reiterei nicht schon während der Schlacht einsetzte, sondern erst als die Germanen den Rückzug antraten. Auch Cäsar wird erkannt haben, daß die eigenartige Anordnung der Wagen des Ariowist ihm jede Aussicht nahm, seine Reiterei mit Erfolg in die Flanken oder in den Rücken seines Gegners zu schicken. Die Sicherung seiner Flanke und seines Rückens gegen Überflügelung und Rückenangriffe durch die eigenartige Anordnung der Wagen hebt Ariowist als Taktiker über Epaminondas hinaus. Man kann durchaus feststellen, daß Ariowist auch einem Cäsar als Taktiker gewachsen war. Die zahlenmäßige Unterlegenheit seines Heeres konnte er freilich nicht ausgleichen.

Als Stratege hat Ariowist so Außerordentliches geleistet, daß sogar Cäsar dies anerkennt und hervorhebt. Der große römische Feldherr schildert uns allerdings nur einen strategischen Zug seines Gegners, nämlich jenen, durch den Ariowist Cäsar von seiner Verpflegungsbasis abschnitt. Der Vorbeimarsch des germanischen Heeres an dem römischen Lager und die Errichtung eines eigenen Lagers an der Nachschubstraße der Römer (Abb. 5) ist ein außerordentlich kühner Zug, der die Frage aufwirft, aus welchen Gründen Cäsar darauf verzichtet hat, die marschierenden Germanen anzugreifen. Eine zutreffende Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben, weil wir den Schlachtort nicht kennen und deshalb auch nicht wissen, ob der Marsch der Germanen durch Geländehindernisse ganz oder teilweise gedeckt war.

Das strategische Können des Heerkönigs erschöpft sich jedoch nicht allein in diesem Zug. Cäsar gibt einige Hinweise — wenn auch verschleiert — auf den operativen Gedanken, von dem aus Ariowist seine Maßnahmen traf. Ariowist betrieb eine Verzögerungsstrategie. Er verschob die ihm von Cäsar angebotene Schlacht so lange als möglich. Dafür waren selbstverständlich nicht die Wahrsagungen und Orakel der germanischen Frauen maßgebend, sondern die überlegene Heeresstärke Cäsars. Ariowist konnte diese Überlegenheit der Römer und Gallier nur ausgleichen, wenn er entweder Zuzug bekam, und ein solcher war ja nach Cäsars Angaben im Anmarsch — jene hundert Gaue der Sweben unter dem Befehl der Brüder Nasua und Cimberius —, oder wenn es ihm gelang, die Gallier, oder einen beachtlichen Teil von ihnen, zur Heimkehr zu veranlassen. Ariowist kannte die Unzuverlässigkeit der gallischen Hilfstruppen Cäsars. Er hatte schon einmal durch Verzögerungsstrategie das vereinigte gallische Heer so geschwächt, daß er den Rest in der Schlacht bei Admagetobriga vernichtend schlagen konnte. Seiner Erfahrung gemäß konnte er darauf rechnen, daß die gallischen Hilfstruppen Cäsars nach Hause gehen würden, wenn sich der Feldzug lange hinzog und wenn Verpflegungsschwierigkeiten auf römischer Seite eintraten. Wenn er die Schlacht schließlich doch annahm, so mag das geschehen sein, weil er den entschlossenen Willen seines Gegners zur Schlacht erkannte, der sein Heer zum Sturm auf die Wagenburg ordnete, und weil ein Teil der er-

warteten Verstärkung inzwischen bei ihm eingetroffen war. — Die Sweben werden ja ausdrücklich als Teilnehmer an der Schlacht neben den anderen Stämmen erwähnt!

Man wird, gestützt auf Cäsar, dem Ariowist jedenfalls nicht absprechen, daß er nicht nur die Schlacht selbst bewußt plante, sondern daß er sich von einer, den Umständen durchaus entsprechenden, operativen Idee leiten ließ.

Schrifttum

Pastenaci, Kurt, Die Kriegskunst der Germanen. Adam Kraft Verlag, Karlsbad 1942.

Eduard Beninger

Die Germanen im Burgenland

Nach dem Weltkrieg forderte Österreich das Selbstbestimmungsrecht des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes der ungarischen Grenzkomitate Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg und wählte für dieses Verwaltungsgebiet den Namen Burgenland. Der Vertrag von Saint-Germain sprach das Burgenland Österreich zu, doch fiel die im Venediger Protokoll vom 13. Oktober 1921 vorgesehene Abstimmung im Ödenburger Gebiet zufolge der damaligen politischen Ohnmacht Österreichs für das Deutschtum ungünstig aus. Das Jahr 1922 brachte eine weitere „Grenzregulierung". Das Bundesland Burgenland zerfiel somit in zwei, nur durch eine Straße schlecht verbundene Teile. Im Jahre 1938 kam der nördliche Teil vom Burgenland (der übrigens bereits von 1440 bis 1647 zu Niederösterreich gehörte) an den Gau Niederdonau, indes der südliche Teil dem Gau Steiermark zugeschlagen wurde.

Der künstlich geschaffene Name Burgenland wird vielleicht als Landschaftsbezeichnung einer südöstlichen Grenzmark des Deutschen Reiches weiterleben. Wir greifen hier aber aus anderen Gründen auf das Burgenland zurück. Von unserem Arbeitsgebiet sind bereits die Germanenfunde von Niederdonau, Mähren und der Slowakei veröffentlicht worden, während bezüglich des Burgenlandes noch keine zusammenfassende Arbeit bekanntgegeben werden konnte. Leider hat sich die Forschung in unserem Gebiet diesen Fragen bisher noch nicht mit Nachdruck widmen können. Ich kann daher auch hier nur einige Angaben bringen, die keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Sie gehen lediglich auf Beobachtungen zurück, die ich in den letzten zehn Jahren bei gelegentlichen Überprüfungen der Museumsbestände sammelte. Durch mein Einrücken zur Wehrmacht bin ich nicht in der Lage, eine erschöpfende Materialvorlage auszuarbeiten. Andererseits erscheint es mir jedoch nicht mehr angezeigt, wenn ich die folgende Übersicht noch länger zurückhalte.

Unmittelbar nördlich von Eisenstadt erhebt sich, früher von einer Aussichtswarte gekrönt, eine vorgeschobene Kuppe des Leithagebirges, der sog. Burgstall, wie schon der Name verrät, eine Stelle vor- oder frühgeschichtlicher Besiedlung. Eine gewaltige Sandgrube, die am Osthang weit in den Berg bis fast zu seinem Gipfel vorgetrieben wurde, hat in vergangenen Jahrzehnten viele jungillyrische Siedlungsstellen angeschnitten und leider zerstört. Nur Zufallsfunde sind erhalten. Versuchsgrabungen in den Jahren 1924/25 erbrachten den Nachweis einer dichten Besiedlung dieser Bergkuppe. Eine Veröffentlichung der Grabung, oft zugesagt, steht noch immer aus. Unter diesen Funden findet sich eine Unmenge von sog. Mondidolbruchstücken, womit sich die Siedlung der Kalenderbergkultur, die etwa im 6. Jahrhundert v. d. Ztr. einsetzt, einordnet. An einer Stelle überlagert die Siedlung unmittelbar ein Massengrab der frühbronzezeitlichen Wieselburger Kultur. In den Jahren 1933/34 folgten weitere Grabungen, die ebenfalls reiche Fundbestände lieferten. Es handelt sich hier um eine gewaltige vorgeschichtliche Höhensiedlung. Die öfters ausgesprochene Behauptung, daß die Stelle befestigt war, ist allerdings unhaltbar. Was man als Wallanlagen ansah, sind nichts anderes als alte Weinbauterrassen. Dazu stimmt, daß der Eisenstädter Burgstall im Mittelalter ein Weinberggebiet war.

Es ist nun auffallend, daß sich unter den Scherben der vorgeschichtlichen Besiedlung des Eisenstädter Burgstalles eine nicht unbeträchtliche Anzahl findet, die von germanisch-quadischen Scherben des 1. und 2. Jahrhunderts n. d. Ztr. nicht zu unterscheiden sind. Für diesen Befund gibt es nur drei Erklärungsmöglichkeiten: entweder bildet die jungillyrische Tonware die Vorstufe zur quadischen Keramik, oder der Burgstall weist eine germanische Nachbesiedlung auf, oder die Siedlung reichte ununterbrochen bis in das 2. Jahrhundert. Ich selbst glaube sowohl an die erste als auch an die dritte Möglichkeit. Leider war es bisher nicht möglich, dieser Frage näher nachzugehen. Jedenfalls bietet sich hier aber der heimischen Forschung eine Aufgabe von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Eisenstädter Burgstall hat große Ähnlichkeiten mit dem von Ödenburg. Beide sind Stützpunkte einer jungillyrischen Sperrkette, die gegen die aus dem Osten heranflutenden Völkereinbrüche errichtet wurde. Auch am Südosthang des Leithagebirges findet sich eine Reihe solcher Siedlungen. Ich verweise hier vor allem auf den Burgstall von Purbach, weil dieser eine gut erhaltene Umwallung besitzt. Ferner enthält dieser Burgstall auch zahlreiche Grabhügel aus derselben Zeit, die durchaus den Ödenburger Bestattungen entsprechen und andeuten, daß die Grabhügel des Eisenstädter Burgstalles offenbar noch nicht entdeckt wurden.

In Donnerskirchen liegt die große jungillyrische Siedlung auf dem „Ehrenfeld". Die Ergebnisse der Versuchsgrabung sind auch hier noch unveröffentlicht. Sie lieferte vor allem prächtige und in ihren Ausmaßen ganz gewaltige Mondidolbruchstücke, die es nahelegen, hier ein Kultzentrum der damaligen Zeit zu vermuten. Die dazugehörigen Hügelgräber auf der vom „Ehrenfeld" durch ein tiefes Tal getrennten Kuppe des „Schörleitenberges" wurden in den Jahren 1910 bis 1913 geöffnet. Ihr Inhalt gehört zu dem Hervorragendsten, was wir aus der Illyrerzeit besitzen.

Liegt es nun nicht nahe, aus dem Ortsnamen Donnerskirchen (Donars-Kirchen) ein Fortbestehen dieses illyrischen Kultzentrums durch die germanische Zeit herauszulesen? Obwohl die wissenschaftliche Ortsnamenforschung festgestellt hat, daß der kirchliche Name Donnerskirchen (1431 Tundolczkyrchen) keinen Heiligennamen, sondern den altertümlichen Personennamen Tundolt oder Tundolf enthält, der einem Priester oder dem Herren einer Eigenkirche zugehört haben muß (Walter Steinhauser), so verstummten die Meinungen dennoch nicht, daß der Ortsname Donnerskirchen eine absichtliche Verballhornung des vor allem vom katholischen Klerus unbequem empfundenen Donarnamens sei. Zwar ist der Ortsname Tundolczkirchen in verschiedenen Schreibvarianten durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch fest und erst im 17. Jahrhundert treten Schreibungen auf, die an Donner und damit an Donar anklingen. Aus dem Umstand, daß der Ortsname mit einem Personennamen zusammengesetzt ist, der später nicht mehr üblich war, zieht die Wissenschaft den Schluß, daß es sich um eine karlingische Gründung handelt. Was soll man aber dazu sagen, wenn man erfährt, daß der Ortsname Donnerskirchen im 18. Jahrhundert in Gelehrtenkreisen mit „fanum Jovis" ins Lateinische übersetzt wurde?

Ich möchte aber noch auf eine andere bemerkenswerte Beobachtung verweisen. In Donnerskirchen knüpft ebenso wie in Eisenstadt und in Purbach je eine Römersiedlung in der Ebene am Fuße der illyrischen Bergsiedlungen an diese Siedlung an. Am Fuße des Eisenstädter Burgstalls finden wir, wie wir noch hören werden, sogar ein germanisches Gräberfeld aus dem 5. Jahrhundert. In Donnerskirchen fanden sich nun in dem römischen Siedlungsgebiet Inschriften, die auf ein bedeutsames Heiligtum hinweisen. Wir wissen von einer Widmung an Jupiter aus dem Pestjahr 182, an Caelus (den Himmelsgott) und den Merkur. Merkur ist bekanntlich die üblichste Umdeutung des Wodan durch die Römer. Diese Widmung an Merkur stammt von einer Frau aus Karnuntum, was doch annehmen läßt, daß hier ein im weiten Umkreis verehrtes Volksheiligtum bestand. Schließlich stelle ich noch zur Erwägung, daß Donnerskirchen im Madjarischen Fejéregyháza, also „Weißenkirchen" heißt. Im mittelalterlichen Latein wird Michel durch Albion wiedergegeben und dieses Albion wird später durch „Weiß" zurückübersetzt (offenbar hängt diese Bezeichnung mit Wodans bzw. Michaels Schimmel zusammen). So kann aus einem Micheldorf eine Ortsnamenform Weißenkirchen werden. Michel und Wodan decken sich bekanntlich. Damit wäre vielleicht eine Erklärung dafür gefunden, warum Donnerskirchen im Madjarischen Weißenkirchen benannt werden konnte.

Ich weiß recht gut, daß es bedenklich ist, wenn solche Vermutungen, die zudem die Einbildungskraft anregen, als gesichert hingestellt werden. Aber andererseits erscheint es doch höchst wahrscheinlich, daß sich hier in Donnerskirchen ein illyrischer Kult in die römische Kaiserzeit, in die Germanenzeit und darüber hinaus im deutschen Ortsnamen erhalten hat. Ob nun die Weiheinschrift dem Jupiter, dem Donar, dem Wodan oder dem Michel dargebracht wurde, ob man nun einem illyrischen Himmelsgott feuerbockähnliche, in Tierköpfen auslaufende Tongebilde (Mondidole) weihte: wir stoßen immer wieder auf die nämliche, in der Volksüberlieferung wach erhaltene Gepflogenheit.

Aus einem Hügelgräberfeld des 1. und 2. Jahrhunderts von Oberkohlstätten, Kreis Oberwart, im südlichen Teil des Burgenlandes, der jetzt zum Gau Steiermark gehört, stammt ein im Jahre 1857 gefundener Grabstein, dessen Inschrift einen Wannius, Sohn eines Wiwibus bezeugt. In Unter-Limbach (Alsó-Lendva), Komitat Zala, fand sich ein Grabstein, der einen Wannius, Vater eines Wibenus erwähnt. Ferner gibt es einen Wanniusstein aus Steiermark und andere mehr. Das sind aber alles germanische Namen! In der Überlieferung wird uns zweimal ein König des germanischen Stammes der Hermunduren namens Wibilius genannt. Im Jahre 21 vertrieb dieser Wibilius den Katwald, der sich zwei Jahre vorher an die Stelle des Markomannenkönigs Marbod gesetzt hatte, und im Jahre 50 wird er als Gegenspieler des Quaden Wannius genannt, an dessen

Sturz er mitbeteiligt war. Es ist nun auffallend, daß in der Inschrift von Unter-Limbach ein Wannius gleichzeitig mit einem Wibenus und in der von Oberkohlstätten mit einem Wiwibus genannt wird. Die Namen Wibilius, Wiwibus und Wibenus müssen also in eine Namensgruppe gehören. Warum diese einander anklingenden Namen zufällig dreimal in Verbindung mit einem Wannius belegt sind, ist nicht ganz klar.

Die Inschrift des Grabsteines von Oberkohlstätten ist aber noch aus anderen Gründen erwähnenswert. Die Übersetzung lautet: „Samuca Respecta, von Jahren . . ., setzte den Grabstein zu ihren Lebzeiten für sich und für ihren im 50. Lebensjahr verstorbenen Gatten Wannius, des Wiwibus Sohn." Der Raum für die Angabe des Lebensalters der Gattin ist freigelassen, um erst später nach deren Tode ausgefüllt zu werden, was jedoch verabsäumt wurde. War Wannius ein Germane, so trug seine Frau Samuca einen thrakisch-illyrischen Namen. Der Zusatz Respecta ist die lateinische Übersetzung von Samuca, beides drückt soviel wie „die Hochansehnliche" aus. Es handelt sich um eine bewußte Angleichung eines einheimischen Personennamens an die fremde Oberschicht. Man latinisiert bereits seinen Namen, offenbar um vornehm zu erscheinen.

Man muß beachten, daß das Hügelgräberfeld von Oberkohlstätten bereits in dem Gebiet der illyrischen Bergbauern liegt, das zum Teil schwach keltisiert war, nun aber durchgreifend romanisiert werden sollte. Wir sehen deutlich, wie tiefgehend diese Romanisierung wirkte, daß schon in einem entlegenen Bergbauerngebiet eine Einheimische das Bedürfnis hatte, sogar ihren angestammten Namen zu „modernisieren". Die Illyrerin war mit einem Germanen verheiratet und so wird füglich auch bei diesem jedes Gefühl für Volks- und Leistungsgemeinschaft erloschen sein. So sehen wir in der Schnittzone illyrischer, keltischer und römischer Kulturkreise die Germanen fast überall in einer verhängnisvollen Anfälligkeit an den Feind.

Zwei Germanen bezeugt uns auch ein Grabstein von Neudörfl (Abb. 1), der bereits vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts gefunden wurde. Er stammt vermutlich aus dem Hügelgräberfeld, dessen Brandgräber sich auf die Gebiete der Gemeinden Katzelsdorf und Neudörfl verteilen. Zwischen diesen beiden Gemeindegebieten verlief die ehemalige Grenze zwischen Österreich und Ungarn; demgemäß gehörte Katzelsdorf später zu Niederösterreich, Neudörfl jedoch zum Burgenland. Heute liegen beide Orte im Gau Niederdonau und gehören zum Kreis Wiener-Neustadt. Daher ist es erklärlich, daß der Germanengrabstein bisher zumeist unter der Fundortsangabe Katzelsdorf bekannt gegeben wurde. Neuere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß er sicher aus Neudörfl stammt. Er gehört in die Zeit um 100. Die Inschrift besagt, daß der Stein dem abgebildeten Elternpaar von den Kindern errichtet wurde: dem Kassus, der hundert Jahre alt geworden und ein Knecht der Musa war, und dessen Frau namens Strubilo, die 80 Jahre erreichte und eine Freigelassene des Skalleo war. Kassus ist nun ein bodenständiger (illyrischer oder keltischer) Personenname, Musa ein römischer, Strubilo und Skalleo jedoch germanische. Die verstorbene Germanin wurde offenbar wegen ihres blonden Haares „Strobelkopf" genannt; ihr ehemaliger Dienstherr, ebenfalls ein Germane, hieß soviel wie „Kahlkopf" oder „Glatzkopf". Die Strubilo lebte am Gutshofe der Musa, wo ihr Mann Kassus Knecht war. Zugezogen ist sie jedoch vom Hof des Germanen Skalleo, der ihr die Freiheit geschenkt hatte, also selbst ein freier germanischer Bauer war.

ABB. 1. GERMANENGRABSTEIN von Neudörfl um 100 u. Ztr.

Es gab demnach im Gebiete des Leithagebirges freie germanische Bauern, die hier in der römischen Grenzprovinz natürlich nur mit ausdrücklicher Bewilligung und Duldung der römischen Reichsregierung gesiedelt haben

können. Wie kam nun dieser freie Germane in das Grenzgebiet? Seine ehemalige Dienstmagd war, als sie um das Jahr 100 starb, achtzigjährig. Sie kann also im Jahre 50 als Dreißigjährige mit ihrem Herrn über die Donau gekommen sein. Das heißt, es ergäbe zeitlich keine Schwierigkeiten, wollte man in dem freien germanischen Bauern, der mit Regierungsbewilligung im Grenzgebiet seinen Boden bestellte, einen Gefolgsmann des Quaden Wannius sehen, der mit seinen Anhängern im Jahre 50 von den Römern „nach Empfang von Ackerland in Pannonien angesiedelt wurde".

ABB. 2. GERMANENGRABSTEIN von Lichtenwörth Ende des 1. Jhdt.

Bei dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, daß uns aus zwei Gräbern dieser Hügelgruppe von Katzelsdorf-Neudörfl auch Beigaben erhalten sind, die starke Beziehungen zu germanischen Funden aufweisen: ein eiserner Schildbuckel, ein Tongefäß mit Deckel und ein Tonnäpfchen.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch ein erst vor wenigen Jahren gefundener römischer Grabstein aus Lichtenwörth (Abb. 2), nördlich von Neudörfl gelegen, ebenfalls zum Kreis Wiener-Neustadt gehörig. Er ist einem Germanen namens Tudrus im späten 1. Jahrhundert errichtet worden. In der Überlieferung ist uns der Name bezeugt als der des Heerkönigs der Quaden, als diese in das Marchland einwanderten. Der Grabstein von Lichtenwörth besagt uns demnach, daß der Verstorbene, dem das Mal errichtet wurde, einen kennzeichnend quadischen Namen trug. Wir haben also allen Grund, die Ansiedlung der Gefolgschaft des Wannius in dem Gebiet zwischen Wiener-Neustadt und dem Leithagebirge zu suchen.

Wir wissen, daß im Jahre 10 die Donau endgültig den Grenzverlauf des Römischen Weltreiches bildete. Diese Reichsgrenze an der Donau hielt sich, abgesehen von vorübergehenden siegreichen Ausbrüchen der Germanen, bis zum Jahre 395. Seit dem Jahre 10 können wir in Mähren, in Niederdonau nördlich des Stromes, vor allem im Weinviertel und im Gebiet zwischen den Kleinen Karpathen und der Waag mit den ersten geschlossenen germanischen Siedlungen rechnen. Für die Erfassung der Grenzraumfrage ist es wichtig, daß die Römer im Jahre 21, als sie das Wannianische Reich östlich der March zwischen den Weißen Karpathen und dem Trentschiner Gebirge errichteten, sich noch so stark fühlten, den Provinzialboden im Grenzraum südlich der Donau vor einer germanischen Durchdringung zu schützen. Der Donauabschnitt zwischen Krems und der Marchmündung war ein sehr wichtiges Bollwerk der römischen Reichsgrenze, zugleich auch das Ausfallstor für ertragreiche Handelswege. Hier war die Porta Hungarika, gegen die Völker der ungarischen Tiefebene geschützt durch zwei mächtige Lager in Karnuntum und Vindobona. Im Jahre 50 wagten aber die Römer bereits eine Ansiedlung germanischer Volksteile in der der quadischen Landschaft gegenüberliegenden Grenzprovinz. Damit wurde aber aus der politischen Grenzziehung eine Volksgrenze. Die Folgen dieses möglicherweise nicht ganz freiwilligen Entschlusses sollten den Römern allerdings erst lange Zeit später verhängnisvoll werden.

Der frühgeschichtlichen Denkmalpflege stellt sich nun die dankbare Aufgabe, diesen durch die historische Quellenkunde bezeugten Angaben nachzugehen. Die Bodenforschung ist nämlich in der Lage, an Hand der Funde unser geschichtliches Bild zu vervollständigen (Abb. 3).

Zunächst sei ein Hügelbrandgrab aus dem Ende des 1. Jahrhunderts vom Berg Föllik in der Gemeinde Groß-Höflein, Kreis Eisenstadt (zwischen Müllendorf und Neudörfl) erwähnt. In der Wulkaebene befindet sich auf dem Gebiete der Gemeinde Groß-Höflein ein langgestreckter, vereinzelt abgesonderter Hügel von beherrschender Lage, der wichtige vorgeschichtliche Funde lieferte, die zu größeren Grabungen in den Jahren 1933/34 Veranlassung boten. Die provinzialrömischen

Gräber, die sich hier am Südfuße des Föllikberges über steinzeitlichen und bronzezeitlichen Kulturschichten fanden, sind durchwegs Brandgräber aus dem 1. und 2. Jahrhundert, brechen aber noch vor dem Beginn der Markomannenkriege (166) ab. Zumindest ein Teil von ihnen kann als Hügelgräber angesprochen werden. Unter diesen befand sich auch eine zweifellos germanische Bestattung. Der Hügel war stark eingeebnet (Höhe vom Sandboden 70 cm, Durchmesser 7:5,5 m). Die Bestattung lag außerhalb des Mittelpunktes. Der Hügel wurde von Franz Tömördy im Juli 1935 ausgegraben. Um die Brandurne lagen eine eiserne Messerklinge und Bruchstücke einer Bronzepfanne. Ein kleines Töpfchen, das eine Bronzefibel barg, fand sich 15 cm höher. Von den übrigen Beigaben sei noch ein schöner Gürtelbeschlag aus Bronze (von derselben Art wie der aus Müllendorf) erwähnt. Die schwärzlich geglättete Urne ist durchaus im Stil der jungillyrischen Tonsitulen gearbeitet, wobei beachtenswert ist, daß vom Föllik keine hallstattzeitlichen Funde stammen. Der kegelförmige, etwas geschweifte Tondeckel zeigt dieselbe Verzierung wie der bereits erwähnte aus dem Germanengrab von Neudörfl-Katzelsdorf. Das Töpfchen besitzt denselben scharfen Schulterknick wie ein Gegenstück aus Müllendorf. Die Verzierung des Tondeckels ist in einem Doppelhäkchenstich ausgeführt, der eine kennzeichnende Verbreitung besitzt. Wir können ihn nachweisen auf der Ostseeinsel Öland, in Pommern, in Schlesien (Kreis Cosel, Glogau, Nimptsch und Ohlau), in Polen (Kreis Kempen) und nun in unserem Gebiet südlich der Donau. Diese Funde aus Niederdonau (Neudörfl-Katzelsdorf, Föllik und Mannersdorf am Leithagebirge) bezeugen demnach, daß im ausgehenden 1. Jahrhundert oder um 100 Beziehungen zu ostgermanischen Stämmen bestanden haben müssen. Ich habe ursprünglich an quadisch-wandalische Kulturbeziehungen gedacht, neuere Funde machen es jedoch wahrscheinlich, für das Auftreten dieser ostgermanischen Einflüsse im Südosten die germanischen Buren verantwortlich zu machen. Im Bereich der Mährischen Pforte grenzten die Buren an die Quaden. Die drei erwähnten Funde aus unserem Gebiet südlich der Donau legen klar, daß wir bezüglich der burgenländischen Germanenfunde nicht ausschließlich an Quaden zu denken haben. Zumindest haben wir mit friedlichen Kulturbeziehungen zwischen den Quaden und den Ostgermanen zu rechnen, die etwa um 100 einsetzen und immer stärker werden, bis sie um 180 völlig abbrechen.

In der Gemeinde Oslip liegt auf der Flur Kreuzbreitenäcker, Parzelle 3682, an der Straße von Eisenstadt nach Schützen ein Acker, der immer wieder provinzialrömische Funde lieferte. Als der Acker zur Anlegung eines Weingartens rigolt werden mußte, unternahm das Museum Eisenstadt im Oktober 1933 und Frühjahr 1934 eine großzügige Grabung. Die Fundstelle war zu allen Zeiten dicht besiedelt, liegt sie doch in der fruchtbaren Wulkaebene, dem Herzstück des nördlichen Burgenlandes. Dies bewiesen Siedlungsreste aus der linearkeramischen Kultur der vollen Jungsteinzeit, eine jungneolithische Wohngrube und zwei Henkelbecher der Badener Kultur, Scherben der frühen Bronzezeit, zwei Bronzenadeln und Töpfe der frühen Urnenfelderstufe, zwei illyrische Wohngruben (eine mit Mondidolen), keltische Scherben, eine provinzialrömische Besiedlung mit einem Gutshof und schließlich Scherben aus awarisch-slawischer Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts. Alles dies von einer einzigen Ackerparzelle! Der römische Gutshof war mit einer Umfassungsmauer versehen. Ein Warmbadehaus konnte völlig erfaßt werden, während sich drei weitere Steinbauten auf die Nachbaräcker hinüberzogen und daher nur teilweise ausgegraben werden konnten. Münzen und andere Funde sichern die ununterbrochene Besiedlung dieser Stelle vom 1. bis zum 4. Jahrhundert. Ein römischer Grabstein war beschädigt und schon in alter Zeit vergraben worden. Ein reizendes Fundstück ist eine tönerne Pferdefigur mit Sattel und mit einer Öllampe vor der Brust. In einem Gebäude fand sich auch ein Skelettgrab, dem auffallenderweise der rechte Oberschenkel und der halbe Beckenknochen fehlten. Leider fehlen Beigaben, um die Zeit der Bestattung angeben zu können. Der Ausgräber dachte an eine Grablegung des 4. Jahrhunderts. Zu erwägen wäre jedoch, daß das Grab der germanischen Völkerwanderungszeit angehört, also von einem Langobarden der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts stammt. Dieser Beleg aus der germanischen Völkerwanderungszeit ist an dieser Stelle nicht verwunderlich, da ja Scherben die Besiedlung bis ins 8. und 9. Jahrhundert beweisen. Ist dieser Nachweis von Germanen des 6. Jahrhunderts an dieser Fundstelle aber immerhin in Frage gestellt, so ist er für das 1. und 2. Jahrhundert einwandfrei gesichert. Denn unter den provinzialrömischen Scherben fanden sich auch germanische Erzeugnisse (Abb. 4), z. B. ein Gefäßbruchstück mit Rädchenverzierung der Zeit um 100 und einzelne Scherben eines Gefäßes mit kleinen Ösenhenkeln unter dem Rand, in dem in Nachahmung römischer Bronzeeimer Tonringe eingehängt sind, die auf die Gefäßwandung aufgeklebt sind. Diese germanische Gefäßgattung gehört schon dem vollen 2. Jahrhundert an. Schließlich sah ich unter den Funden aus Oslip auch das Randstück eines Tonkruges aus dem späten 4. Jahrhundert, der vielleicht von Germanen stammen könnte. Um diese Frage endgültig zu klären, müßten sämtliche Funde dieser Ausgrabung durchgearbeitet werden. Auf jeden

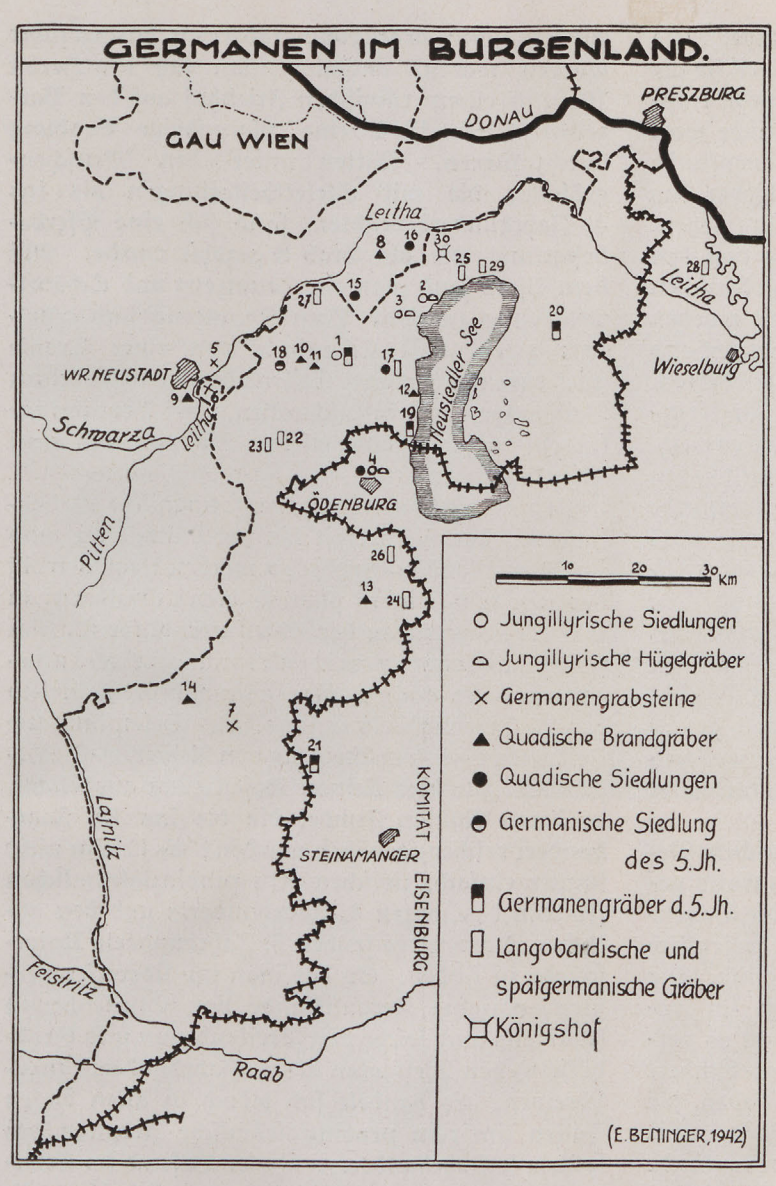

ABB. 3. GERMANISCHE BESIEDLUNG DES BURGENLANDES

1. *Eisenstadt*
2. *Purbach*
3. *Donnerskirchen*
4. *Ödenburg*
5. *Lichtenwörth*
6. *Neudörfl*
7. *Oberkohlstätten*
8. *Mannersdorf*
9. *Katzelsdorf*
10. *Müllendorf*
11. *Großhöflein*
12. *Rust*
13. *Klein Warasdorf*
14. *Bernstein*
15. *Au*
16. *Sommerein*
17. *Oslip*
18. *Stinkenbrunn*
19. *Mörbisch*
20. *Mönchhof*
21. *Poschendorf*
22. *Walbersdorf*
23. *Mattersburg*
24. *Nikitsch*
25. *Winden*
26. *Deutschkreuz*
27. *Leithaprodersdorf*
28. *Pallersdorf*
29. *Jois*
30. *Kaisersteinbruch*

Fall bietet Oslip einen eindeutigen Beleg für eine germanische Mitbesiedlung innerhalb eines provinzialrömischen Gutshofes während des 2. Jahrhunderts, wobei wir offenbar an Quaden zu denken haben.

Müllendorf, Kreis Eisenstadt, haben wir schon als Fundort germanischer Stücke erwähnt. Von hier stammen ein bronzener Gürtelbeschlag und ein Töpfchen, die Gegenstücke in dem Germanenfund vom Föllik besitzen. Auch einige freihändige Gefäße mit eingekämmten Schwungbogen scheinen germanischen Einschlag zu verraten. Sicherlich germanisch ist aber ein bronzener Trinkhornbeschlag. Die betreffenden Gräber gehören zumeist in das ausgehende 1. Jahrhundert. Müllendorf wurde vor dem Weltkrieg ziemlich ungeregelt ausgebeutet. Das provinzialrömische Gräberfeld währte vom 1. bis zum 4. Jahrhundert. Es erwuchs aus einer vorrömischen Ansiedlung von bodenständigen, illyrisch-keltischen Bevölkerungsbestandteilen. Für solche Fälle ist zumeist ein auffallendes Zusammentreffen von deutlichen keltischen (Latène-)Elementen, padanischen Sigillaten, Bronzegeschirr und germanischem Bevölkerungseinschlag festzustellen.

Es gäbe sonst noch einige Funde des 1. und 2. Jahrhunderts im Burgenland, die innerhalb der provinzialrömischen Kultur fremd erscheinen und vielleicht auf germanische Beeinflussung denken lassen. Sie erfordern noch eine eingehende Bearbeitung, so daß eine endgültige Stellungnahme zu ihnen derzeit noch verfrüht wäre. Doch sei jetzt schon, allerdings mit Vorbehalt, auf Funde von Klein-Warasdorf und Bernstein hingewiesen. In einem Grab aus der Mitte des 2. Jahrhunderts von Klein-Warasdorf fanden sich zwei eiserne Äxte und eine Pferdetrense. Solche Beigaben sind in der provinzialrömischen Kultur höchst ungewöhnlich. Ob wir hier mit einem Nachwirken illyrischer Bevölkerung oder mit germanischen Einflüssen zu rechnen haben, kann vorläufig nicht entschieden werden. In einem Hügelgrab bei den „Siebenhölzern" nächst Bernstein fand sich eine reiche Gürtelbeschlaggarnitur von durchbrochener Arbeit wie in Müllendorf und am Föllik. Während jedoch die sonst bekannten, sehr zahlreichen Stücke dieser Art eine weitgehend einheitliche, technisch hochstehende Herstellung verraten, sind diese Stücke ziemlich plump, offenbar von einem Dorfbronzeschmied der üblichen Form nachgebildet. Man konnte sich in dieser, von den begangenen Handelswegen Pannoniens abgelegenen Gegend anscheinend nicht leicht eine solche Garnitur

beschaffen, unterzog sich jedoch der Mühe, diese auf Bestellung nachzuahmen: offenbar weil sie als wichtiger Bestandteil einer nationalen Tracht empfunden wurde, die vielleicht die germanische war.

Aus unserer Aufzählung der Germanenfunde des 1. und 2. Jahrhunderts, die uns bisher das Burgenland lieferte, können wir den Schluß ziehen, daß sie auf Germanen zurückgehen, die von den Römern nach dem Jahre 50 im provinzialrömischen Grenzland südlich der Donau angesiedelt wurden oder sich freiwillig aus ihrem Stammesverband loslösten und sich ins Provinzialleben eingliederten. Blutmischungen sind uns ja schon aus den Inschriftsteinen bezeugt. Nicht ausgeschlossen wäre es noch, in Einzelfällen auch an kriegerische Vorstöße zu denken. Doch kämen dafür wohl nur Gräberfunde in Betracht. In der Hauptsache werden wir wohl mit Quaden zu rechnen haben, doch sind auch ostgermanische Einwirkungen (Buren) festzustellen. Die Frage des kulturellen Zusammengehens zwischen diesen Germanen und dem bodenständigen illyrischen Bevölkerungsbestandteil ist noch nicht völlig geklärt, doch kann er m. E. nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Bindungen zwischen Germanen und Kelten sind von untergeordneter Bedeutung.

Das Bild, das wir von der germanischen Besiedlung während des 1. und 2. Jahrhunderts gewannen, scheint sich, wenn wir uns an die Bodenfunde halten, im 3. und 4. Jahrhundert wesentlich zu ändern. Aber dies ist nur ein Trugschluß. Die weitgehende kulturelle Gleichschaltung im römischen Reich der späten Kaiserzeit macht es verständlich, wenn wir aus dem 3. und 4. Jahrhundert nur wenige Fundstücke aus Pannonien haben, die deutlich germanische Merkmale aufzeigen. Wir wissen jedoch aus der geschichtlichen Quellenkunde von dem allmählichen, unaufhaltsamen Eindringen des unverbrauchten germanischen Volkstums in die schütter besiedelten Teile des absterbenden Römerreiches. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts wird das Germanentum auch in den Funden wieder greifbarer. So lieferte der große Römerfriedhof bei Rust mitten unter Gräbern aus Valentianischer Zeit eine Pferdebestattung, wie sie nur im germanischen Kulturkreis üblich war. Rust ist als reiche Fundstätte schon lange bekannt. Nachdem in den Jahren 1928/29 von Einheimischen arge Raubgräbereien durchgeführt worden waren, entschloß man sich im Herbst 1930, in einem römischen Friedhof auf den Parzellen 1258—1264 eine planmäßige Grabung durchzuführen. Mitten unter den Menschengräbern, die mit Skelettbestattungen bis ins 4. Jahrhundert reichten, fand sich eine Pferdebestattung, die als Grab 8 gezählt wurde. Mit dem Pferd fand man ein Zaumzeug und Schädelreste eines Hundes. Vom Zaumzeug sind erhalten: zwei große Eisenringe von einer Trense mit daranhängenden Teilen der zweigliedrigen Beißstange, zwei Eisenschnallen, zwei Bronzeringe (in einem hängt eine eiserne Zwinge) und zwei Eisenklammern.

Daß eine ununterbrochene germanische Besiedlung seit der Römerzeit bis ins Mittelalter auch im Burgenland nachgewiesen werden kann, beweist der Befund einer planmäßigen Grabung in Stinkenbrunn an der Ebenfurter Pforte. Hier fand sich eine provinzialrömische Gebäudeanlage, die auch wenige germanische Scherben des 2. Jahrhunderts lieferte. In Valentianischer Zeit wurde sie nach Ausweis von Ursicinus-Ziegelstempeln zu einer kleinen Befestigung ausgebaut, in deren Ruinen Funde, die bis ins 13. Jahrhundert reichen, gehoben wurden! Es ist nun nicht immer einfach, zwischen rein provinzialrömischen Funden des späten 4. Jahrhunderts und den gotischen Funden des frühen 5. Jahrhunderts Unterschiede zu finden. So hat man im Übereifer versucht, einzelne Keramikfunde von Stinkenbrunn (übrigens auch solche von Breitenbrunn und Großhöflein) den Westgoten des 5. Jahrhunderts zuzuschreiben. Es handelt sich jedoch in allen diesen Fällen um rein provinzialrömische Arbeiten des späten 4. Jahrhunderts. Dieser Befund im Denkmälerbestand macht ersichtlich, daß sich die politischen Ereignisse zu Beginn des 5. Jahrhunderts in unserem Gebiet weit friedlicher abspielten, als wir früher anzunehmen gewohnt waren. Im Jahre 395 gelang den Quaden der Durchbruch über die Donau, aber durch die Wirren der Völkerwanderungszeit wurde den swebischen Stämmen an der Donau der Boden entzogen. Der Schutz nicht nur der Grenzen, sondern auch der Städte ging auf die Germanen über. Es ist merkwürdig, daß sich das Romanentum

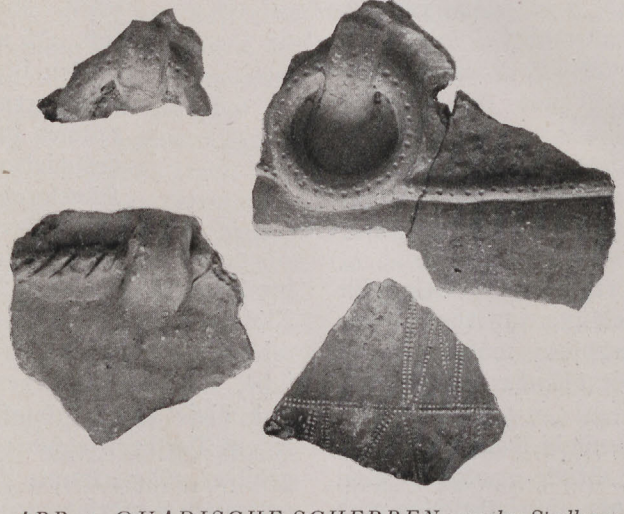

ABB. 4. QUADISCHE SCHERBEN aus der Siedlung von Oslip (1. u. 2. Jhdt.)

ABB. 5. NIKITSCH *Blick auf das langobardische Gräberfeld, rechts im Bauernhof*

in den Donaustädten trotz des Verfalles der römischen Macht noch lange nach Attilas Tod halten konnte. Der Übergang des Provinzialismus südlich der Donau, in dessen Städten die Romanen im wesentlichen sich selbst überlassen waren, zur Germanenherrschaft hat sich jedenfalls friedlich abgespielt. Und das drückt sich nun auch im Denkmälerbestand aus.

Daß die oben erwähnte Grabung von Stinkenbrunn auch die Anwesenheit der Goten des frühen 5. Jahrhunderts erbrachte, ergibt sich aus einer bronzenen Blechfibel von der Form der westgotischen Silberblechfibeln (Mannus 32, 1940, S. 510, Abb. 1). Frühestens aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammt eine gegossene Fibel mit dreieckiger Kopfplatte und rhombischer Fußplatte. Sie besitzt Gegenstücke in Karnuntum und in Lewenz (Slowakei). Sie steht im Verdacht, von Romanen getragen worden zu sein; andererseits tritt die Form auch in gepidischen Gräbern Ungarns auf. Schließlich stammt aus Stinkenbrunn auch ein germanischer Eisensporn mit offener Schlaufe und auffallend langem Stachel, der bereits dem 7. Jahrhundert angehört. Diese Siedlungskontinuität an einer einzigen Fundstelle, die, wie wir schon erwähnten, bis ins 13. Jahrhundert währte, macht Stinkenbrunn zu einem bisher noch ungehobenen Kleinod wissenschaftlicher Forschung!

Die Anwesenheit der Goten während des frühen 5. Jahrhunderts ist nicht nur in Stinkenbrunn, sondern auch durch Einzelfunde von Eisenstadt, Mörbisch und Mönchhof bezeugt. Am Fuße des Burgstalles von Eisenstadt wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts durch Weinbauarbeiten ein scheinbar größeres Gräberfeld zerstört. Neben einigen unbedeutsamen Resten hat sich ein Prachtstück, eine silberne Gürtelschnalle, erhalten (Mannus-Bücherei, Bd. 51, 1931, S. 43, Abb. 18). Aus Mörbisch am Westufer des Neusiedler Sees verwahrt des Ödenburger Museum zwei goldene Schuhschnallen mit granatbesetzter Schmuckkapsel. Aus Mönchhof am Ostufer des Neusiedler Sees stammt eine ähnliche Schuhschnalle (ebenda, S. 33, Abb. 9). Es handelt sich zweifellos um Beigaben aus Skelettgräbern. Eine gleiche gotische Schuhschnalle aus Gold mit granatbesetzter Schmuckkapsel stammt übrigens auch aus Poschendorf (Boszok), Bez. Güns in Ungarn, nordöstlich von Rechnitz, knapp an der Reichsgrenze gelegen. Sie wurde im Herbst 1874 von einem Bauernsohn beim Pflügen gefunden und kam durch V. Lipp in die Sammlung des Eisenburger Komitats nach Steinamanger.

Etwas besser sind wir über die Funde des 6. Jahrhunderts unterrichtet. Aus Walbersdorf bei Mattersburg verwahrt das Ödenburger Museum einige Glasflußperlen: stangenförmig an-

einandergegliederte mit Goldfolie und walzenförmige, eingelegt mit bunten Blättern. Vermutlich stammen diese Perlen aus einem langobardischen Gräberfeld der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts.

Aus Winden bei Neusiedl am See stammt eine eiserne Lanzenspitze der germanischen Völkerwanderungszeit, die leider nur als Einzelfund zu werten ist. Möglicherweise stammt auch sie aus dem 6. Jahrhundert.

In Deutschkreuz, in der Sandgrube zwischen dem Sauerbrunn und dem Kardwald, wurde im März 1937 ein Skelettgrab gehoben, leider jedoch ohne Beigaben, aber mit auffallender Lagerung der Skeletteile. Vom Kopf fanden sich nur ein Unterkieferbruchstück und Stücke der Schädeldecke. Beim Becken lag ein zweiter Schädel mit dem Unterkiefer. Später sollen dort noch einige Gräber angefahren worden sein. Dieser Fall der Leichenzerstückelung läßt immerhin (wie in Oslip) das Vorhandensein eines langobardischen Gräberfeldes der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vermuten.

Daß nicht alle Langobarden im Jahre 568 nach Italien abwanderten, sondern Teile dieses Stammes auch weiterhin in unserem Gebiet sitzenblieben, bezeugt das schöne, teilweise planvoll gehobene Gräberfeld von Nikitsch, Kreis Oberpullendorf (Abb. 5), das der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehört und vielleicht noch ins 7. Jahrhundert hineinreicht (Tracht und Schmuck im nordischen Raum I, 1939, S. 154 Abb. 159 u. 160; Die Vorgeschichte der deutschen Stämme, Taf. 357, Fig. 1 u. 6, Taf. 362, Fig. 1 u. 3, Taf. 363, Fig. 11 bis 14, Taf. 366; Germanen-Erbe 3, 1938, S. 136). Diesem Gräberfeld verdankt Burgenland seine bisher wertvollsten Germanenfunde. Im Mai 1925 stieß man beim Ausgraben eines Brunnenschachtes auf das erste Grab. Die Grabungen gestalteten sich sehr schwierig, da ein Großteil des Gräberfeldes unter den heutigen Häusern der Ortschaft liegt bzw. die stark eingetiefte Landstraße alle darunter liegenden Bestattungen zerstört hatte. Im Laufe der Jahre konntenje doch seither 25 Gräber gerettet werden (Abb. 6 u. 7a u.b). Einzelne Frauen gräber enthielten reichen Schmuck aus Gold und vergoldetem Silber. Die Männer waren teilweise mit ihren Waffen beigesetzt. Auffallend ist nun, daß sich unter den Skeletten von Nikitsch auch einige Kurzköpfe mit mongoloiden Zügen befinden. Dieses Einsickern der östlichen Gefahr zeigt, daß wir bereits um 600 nicht nur eine Vermischung mit Slawen annehmen müssen, sondern daß sich bei den sitzengebliebenen Langobarden das Bündnis mit den Awaren teilweise auch blutsmäßig bemerkbar machte.

In der Gemeinde Mattersburg wurden anläßlich des Straßenbaues nächst dem Bahnhof Wiesen-Siegleß auf einer Kuppe eines flachen Hügels im Jahre 1930 sieben Skelettgräber gehoben. Grab 1 war eine provinzialrömische Bestattung des 4. Jahrhunderts mit den üblichen Beigaben. Grab 4 barg ein Kinderskelett, dem nur einige Sigillatascherben beigegeben worden waren. Die Gräber 2, 3, 5 und 6 enthielten keine Beigaben. Man hätte hier also sicherlich an ein provinzialrömisches Gräberfeld gedacht, wenn nicht im Grab 7 neben einigen eisernen Beigaben auch eine bronzene Schnalle mit Schilddornbasis der zweiten

ABB. 6. NIKITSCH, GRAB 19. Ende des 6. Jhdts. Bestattung eines jungen langobardischen Kriegers. Der Schild bedeckte die linke Schulter und teilweise auch den Kopf

Hälfte des 6. Jahrhunderts gefunden worden wäre. Im März 1934 wurde dann etwa 30 m südlich von den bisherigen Bestattungen und etwa 40 m östlich des Bahnhofes ein achtes Grab gehoben. Hier lag eine etwa 45jährige Frau in 35 cm Tiefe in gestreckter Rückenlage mit dem Kopf im Westen bestattet. Der linke Arm lag im Ellbogen abgebogen über dem Bauch, der rechte in gestreckter Lage neben dem Körper. Folgende Beigaben fanden sich in der Umgebung der rechten Hand: ein bronzener Fingerring mit roter Glaseinlage; ein bronzener Fingerring mit kleiner, ver-

zierter Blechscheibe; ein Bronzering; eine plump gearbeitete Schmuckplatte, mit Glasscherben besetzt; eine kleine Eisenschnalle; wenige kleine, bearbeitete Knochenstücke; und eine fast völlig zerstörte, durchbohrte Mittelbronzemünze, Follis,

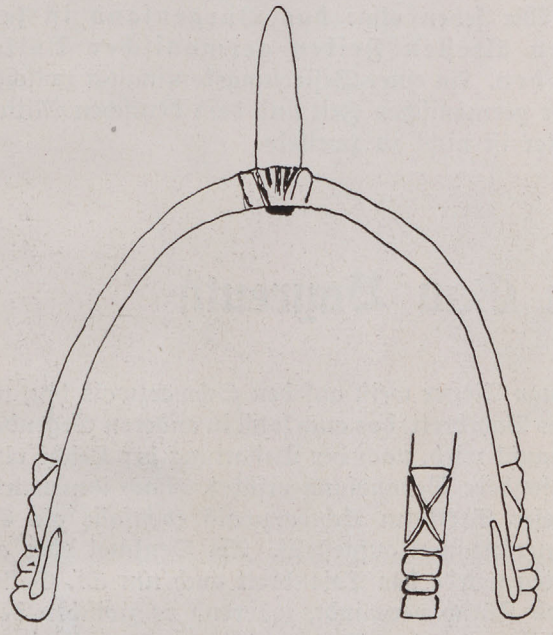

ABB. 7a. GERMANISCHER EISENSPORN

vielleicht von Julian Apostata. Dieses Frauengrab gehört zweifellos ins späte 6. Jahrhundert.

Daß germanisch-langobardische Reste auch während der Awarenherrschaft noch im Lande saßen, erweist die Tatsache, daß innerhalb des Awarenfriedhofes von Leithaprodersdorf auch Gräber gehoben wurden, deren Schmuckbeigaben deutlich

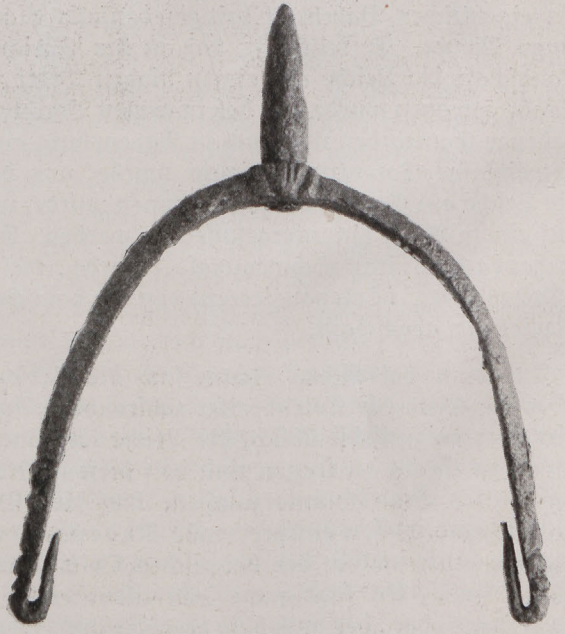

ABB. 7b. *Fundort Stinkenbrunn (7. Jhdt.)*

germanische Herstellung verraten. Ich erwähne hier nur Grab 31. Es lieferte eine Bronzeschnalle mit Schildkreuzdorn, zwei Glasperlen, einen kleinen Silberbeschlag, einen einfachen Bronzering und einen Schleifstein. Es handelt sich also um ein germanisches Grab des vollen 7. Jahrhunderts. Ferner stammt aus diesem Gräberfeld auch ein germanischer Bronzegürtelbeschlag dreieckiger Form des 7. Jahrhunderts. Der Awarenfriedhof von Leithaprodersdorf erweist sich durch diese germanischen Einschläge als der älteste awarische Fundplatz Niederdonaus.

Als Karl der Große in unserer Gegend der Awarenherrschaft ein Ende bereitete — bekanntlich das erste gemeinsame Unternehmen der im Karlingerreich geeinten altdeutschen Stämme — und die zurückgebliebenen Awarenreste in der Umgebung von Zillingtal ansiedelte, legte er am Nordostrande des Leithagebirges an der Stelle der Ruine eines römischen Gutshofes einen Königshof der gleichen Form an, wie er solche in Niederdeutschland zur Bezähmung der Sachsen errichtet hatte. Diese Stelle, früher irrtümlich für ein römisches Kastell gehalten, hat den Namen „Königshof" bis heute erhalten (Germanen-Erbe 3, 1938, S. 137). In Jois, etwa 1½ km vom Königshof entfernt, wurde ein Skelettgrab gehoben, das ein Gefäß enthielt, das in der Karlingerzeit aus dem Westen eingeführt wurde.

Vielfach wird angenommen, daß die Anfänge deutschen Lebens in der bayrischen Mark Karls dem Ansturm der Madjaren 905—907 erlagen und nur wenige Siedlungen am Rande des Wiener Beckens und im mittleren Burgenland die schweren Zeiten überdauerten. So kam man zur völlig falschen Meinung, daß deutsches Leben an der Leitha und am Alpenostrand erst aufblühten, als die inzwischen zum Christentum bekehrten Ungarkönige deutsche Bauern und Handwerker als Gäste ins Land riefen. Mit Staunen liest man noch immer, daß das nördliche Burgenland in der Zeit vom 9. bis zum 12. Jahrhundert eine spärlich besiedelte Einöde gewesen sei. Diesen Vorstellungen, die mehrfach jähe Abschlüsse und unvermittelt neue Anfänge im Ablauf der Geschichte sehen, setzt die neuere Geschichtsforschung eine Vorstellung von zäher, geschlossener Entwicklung entgegen, die zwar öfters behindert und beeinflußt wurde, doch nie ganz abbricht. Ist doch der Träger der Geschicke in unseren fruchtbaren, seit ältesten Zeiten dicht besiedelten Gegenden der Bauernstand, der beharrlich und unerschütterlich an der Scholle haftet. Den besten Beleg für die Weiterführung alter Siedlungstätigkeit erbringt uns die erst jetzt ermöglichte richtige Deutung der schon 1903 durchgeführten Grabung im Schanzwerk „Das öde Kloster", einer Kapellenruine südlich des Zister-

zienſergutshofes „Königshof“ in der Gemeinde Kaiſerſteinbruch.

Der Königshof iſt nicht der einzige heute noch feſtſtellbare Reſt karlingiſcher Beſiedlung am Leithagebirge. Wie dieſer am Oſtrand, liegt am Weſtrand des Gebirges bei Leithaprodersdorf die verſchollene Stadt „Wörth“, etwa in der Gegend der weithin ſichtbaren uralten Friedhofskapelle, die noch heute dem hl. Stephan dem Märtyrer, einem Lieblingsheiligen der Karlingerzeit, geweiht iſt. Das alte Stift von Kleinhöflein bei Eiſenſtadt war demſelben Heiligen geweiht. Im Nachbarorte Großhöflein wird noch die heilige Radegundis, eine kennzeichnend fränkiſche Heilige, verehrt. Ihr war vielleicht auch die ergiebige Quelle bei unſerem Königshof geweiht, die heute „Runzenbrunn“ genannt wird.

Wir ſehen alſo: das Burgenland iſt ſeit den älteſten Zeiten germaniſcher Volksboden. An einer Beſiedlungskontinuität zwiſchen der germaniſchen Zeit und dem deutſchen Mittelalter iſt nicht zu zweifeln.

Friedrich Heinz Schmidt

Die Totenbretter im Gau Bayreuth

Als ſichtbare Zeugen einer tiefinnerlichen und beſinnlichen Ahnenverehrung, einer beſonderen, bodenſtändiger Volksart entſproſſenen Totenehre ſtehen in einigen Gebieten des Gaues Bayreuth an ſtillen Wegwinkeln die Totenbretter. Dieſe Toten- oder Leichenbretter entſtammen einer früher weit verbreiteten Beſtattungsweiſe, als es üblich war, den Verſtorbenen unmittelbar nach dem Hinſcheiden auf einem beſonders für dieſen Zweck vorgeſehenen Brett von etwa Körperlänge aufzubahren und ihn dann auch, in Leinentücher gewickelt, auf dieſem Brett ins Grab zu legen. Mit dem Aufkommen der heutigen Sargbeſtattung wurde dann lediglich die Aufbahrung auf einem Brett beibehalten. Nach der Beſtattung wurde das Brett mit dem Namen und den Geburts- und Sterbedaten des Verſtorbenen verſehen und in oder in der Nähe der Siedlung an einem hierfür geeigneten Platz als Erinnerungsmal aufgeſtellt.

Die Sitte der Aufbahrung des Toten auf einem Brett war früher weit verbreitet und ſcheint ziemlich allgemein geweſen zu ſein. Sartori berichtet, daß die Leiche aus dem Bett gehoben und auf ein Brett gelegt wurde, auf das man vorher eine Lage Stroh ausgebreitet hatte. Dazu wurde ein beliebiges Brett verwandt, etwa von einem Wagen wie in Dithmarſchen oder auch eine Tür wie im Bergiſchen. Sartori weiſt ferner darauf hin, daß dieſe Sitte beſonders in Süddeutſchland geübt wurde und daß gerade in Süddeutſchland dieſes Brett dann Verwendung als Erinnerungsmal fand und in der Nähe der Höfe, an Häuſern oder Scheunen befeſtigt oder bei Feldkapellen, Feldkreuzen, an Bäumen im Walde aufgeſtellt wurde, ja ſogar auch als Steg über kleine Bachläufe und Sumpfwieſen diente. Im einſchlägigen Schrifttum ſind hauptſächlich das alamanniſche und baieriſche Stammesgebiet als die Hauptverbreitungsgebiete der Totenbretter genannt. Elard Hugo Meyer weiſt auf den Schwarzwald hin, wo das Bahrbrett, das auch ſonſt in anderen Gegenden benutzt wird, nach der Beſtattung der Leiche eine beſondere Behandlung erfährt. Nach ihm wurde dieſes Brett im Schwarzwald ebenfalls als Erinnerungsmal aufgeſtellt. Als Denkmal oder als Steg wurde das Totenbrett auch um St. Gallen und Zürich verwandt, während es zwiſchen dem Titiſee und der Baar mit dem Sterbeſtroh zuſammen auf freiem Felde verbrannt wurde. Hierher, glaubt Elard Hugo Meyer, hätten eingewanderte baieriſche Holzfäller vor ein paar Jahrhunderten dieſe Sitte eingeführt. Auch Karl von Spieß nimmt für das Vorkommen von Totenbrettern im alamanniſchen Gebiet Übertragung durch baieriſche Einwanderer an.

Einen weſentlichen Hinweis auf die Herkunft und urſprüngliche Verwendung des Totenbrettes als eigentliches Bahrbrett bringt ebenfalls Elard Hugo Meyer. Er teilt mit, daß in der Züricher Landſchaft die Leiche auf einem bloßen Brett zu Grabe getragen wurde und daß in armen Berchtesgadener Gemeinden und auch in Ravensburg eine gemeinſame Totentruhe benutzt wurde, aus der die Leiche am Grabe herausgenommen wurde, um auf einem Brett hinuntergelaſſen zu werden. Im Schapbachtal im Schwarzwald wurde dieſes „Dodeusleere“ (Totenausleeren) von der badiſchen Regierung abgeſchafft.

Aus dem baieriſchen Raum ſind die Berichte über die Sitte der Totenbretter zahlreicher. Auch hier war es zunächſt üblich, die Leiche auf einem Brett zu Grabe zu tragen und von dieſem Brett aus in das Grab hinunterzulaſſen. Auf dieſe Beſtattungsart weiſen entſprechende Redensarten hin, die heute noch in der baieriſchen Volksſprache üblich ſind. Da ſagt man „Brettlrutſchn“ für „Sterben“ oder „der muß bald bredlrutſchn“, wenn einer im Sterben liegt.

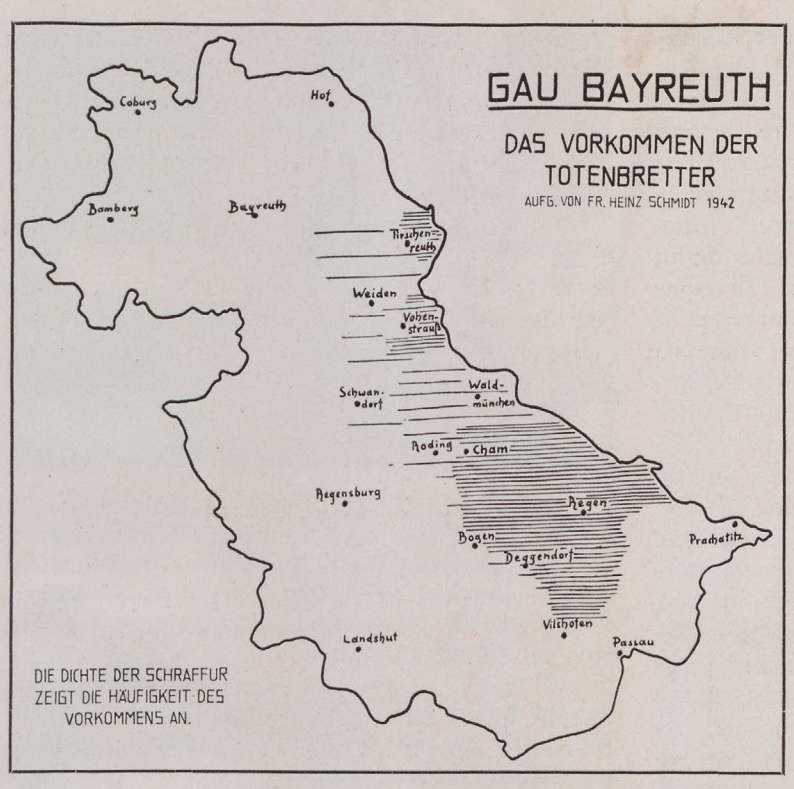

ABB. 1.

Weitere Berichte, wie z. B. bei Geiger, Mayrhofer, Hager, Buschan stimmen darin überein, daß das zur Aufbahrung benutzte Brett nach der Bestattung als Denkmal Verwendung findet. Diese Verwendung wird von Geiger für das baierische, österreichische und alamannische Gebiet bezeugt.

Es kann also festgestellt werden, daß ehemals allgemein eine Aufbahrung der Verstorbenen auf einem besonderen Brett üblich war und daß die Leiche mit diesem Brett oder von diesem Brett aus ins Grab gelegt wurde. Mit dem Aufkommen der heutigen Sargbestattung wurde dieses Brett zunächst noch beibehalten, da der Sarg für den Einzelnen vorerst noch zu kostbar war und den Begüterten vorbehalten blieb, weshalb sich auf dem Lande der Sarg nur langsam einführte, zunächst in der Form des gemeinschaftlichen, gemeindeeigenen Sarges, der lediglich zur Überführung der Leiche auf den Friedhof diente.

Im alamannischen und baierischen Stammesraum wurde auch nach der allgemeinen Einführung der Sargbestattung die Sitte der Aufbahrung auf einem Brett beibehalten. Darüber hinaus wurde in diesen Gebieten dann dem Totenbrett jene besondere Verwendung als Erinnerungsmal an den Verstorbenen zuteil. Es haben hier also zwei deutsche Stämme von ursprünglich gleicher, nämlich swebischer Herkunft, eine ihnen eigene Form des Ahnengedenkens entwickelt. Es sind jene beiden deutschen Stämme, die die deutschen Alpenländer und die großen Mittelgebirge mit Hochgebirgscharakter, den Schwarzwald und den Bayerischen und Böhmerwald, besiedelten (Abb. 1). Hier mag vielleicht auch der Grund liegen, weshalb sich bei diesen Stämmen diese Sitte so entwickeln und zum Teil noch bis auf den heutigen Tag erhalten konnte. Der Wald ist ihre eigentliche Heimat und Wald und Holz begleiten sie von der Geburt bis zum Tode, wie das Johannes Linke so trefflich vom Bauern des Bayerischen Waldes zu sagen weiß: „In eine hölzerne Wiege wird der Wäldler gelegt, kaum daß er zur Welt gekommen ist, mit Holz und hölzernen Dingen hat er sein Leben lang zu tun, bis er einmal stirbt."

Im alamannischen Gebiet und in großen Teilen des baierischen Stammesraumes scheint aber die Sitte der Totenbretter bald wieder verschwunden zu sein. Zum Teil entwickelten sich aus den Totenbrettern die hölzernen Grabkreuze und die hölzernen „Marterln", die im Wald- und Gebirgsland zum Andenken an einen tödlich Verunglückten am Wege angebracht werden.

Während viele Berichte lediglich die Tatsache des Vorkommens der Totenbrettersitte und ihre Herkunft aus der früheren Bestattungsweise feststellen, ohne auf den eigentlichen Sinn dieser Form des Ahnengedankens einzugehen, vergleicht Geiger mit einem Brauch in Schweden, wo die Stange, an der der Sarg getragen wird, mit Namen, Geburts- und Todesdatum versehen, am Kirchweg aufgestellt wird. Weiter weist Geiger auf einen Brauch bei den Weißrussen hin. Bei diesen „erhalten die Frauen kein Kreuz auf das Grab, sondern man macht aus einem Brett oder Balken leichte Brücken über Bäche und sumpfige Stellen; in das Holz werden ein Kreuz, Schuhe, eine Sichel und zuweilen das Todesjahr eingekerbt". Wenn Hans Watzlik sagt, „was die Bautasteine für den germanischen Norden sind, ist das Totenbrett für das bairische Waldland", so wird hiermit an eine tiefe und ursprüngliche Beziehung, wurzelnd in germanischer Totenehre, erinnert.

Jedoch haben sich manche Forscher schon frühzeitig mit der Frage der Herkunft und des Sinnes der Totenbretter beschäftigt. Josef Blau stellt in seiner Abhandlung über die Totenbretter das ältere einschlägige Schrifttum zusammen. Besonders ausführlich unter Benutzung des bis dahin vorliegenden Schrifttums und an Hand von im Jahre 1932 durch die Wörterbuch-

kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unternommenen Erhebungen über die „gegenwärtigen Verhältnisse der Totenbretter in Bayern" wird die gesamte Totenbrettersitte von F. Lüers untersucht. Lüers zieht beachtliches Vergleichsmaterial heran, geht aber doch wohl in seiner Schlußfolgerung zu weit. Er meint nämlich: „Aus den durch die vergleichende Volkstumsforschung aufgedeckten Ähnlichkeiten und sogar Übereinstimmungen möchte ich für unsere Totenbretter in Bayern zu dem Schluß kommen, daß als leitendes Motiv für die oft massenhafte Aufstellung die Anschauung maßgebend war und ist, daß diese Bretter eine Art Personifikation des Seelenwesens des Abgeschiedenen darstellen und diese Stätten, wo die Totenbretter aufgestellt werden, eben eine Art von Geisterstätten sind." Lüers stellt z. B. zwei Bilder gegenüber, von denen eines eine Totenbrettergruppe im Bayerischen Wald zeigt, während das andere eine „Heilige Stätte der Demjanka-Ostjaken am unteren Ob" darstellt. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint die Übereinstimmung des letzteren Bildes, auf dem dicht gedrängt beisammenstehend Holzbretter oder -säulen zu sehen sind, mit der Totenbrettergruppe überraschend. Aber ein wesentlicher Unterschied ist hier zu beobachten: die Totenbretter tragen Inschriften, während die ostjakischen Holzsäulen figürliche Menschendarstellungen sind. Ich möchte hier an jenen grundlegenden Irrtum erinnern, der so vielen Volkskundlern unterläuft, wenn sie allzu voreilig im deutschen Bauerntum lebende Bräuche mit denen primitiver Völker vergleichen. Der deutsche Bauernbursche, der im Zuge einer Brauchtumshandlung etwa, in Stroh oder Tannengrün gekleidet, den Winter oder Sommer darstellt, stellt eben nur dar, ist sich stets dessen bewußt, daß er hier eine symbolische Handlung vornimmt. Der Primitive, der sich zum Kulttanz eine Tiermaske aufsetzt, wird damit zu diesem Tier selbst, gibt also sein eigenes Wesen auf und verwandelt sich. Das ist der wesentliche Unterschied. Es ist daher auch irrig, wenn Lüers meint: „Damit würden auch unsere Totenbretter in den Bereich dessen gehören, was ich naturgegebenes Volksgut nenne und mit anderen Worten das besagt, was Naumann unter primitivem Gemeinschaftsgut versteht." Außerdem dürfte auch zu berücksichtigen sein, daß die Bestattungsweisen seit der Vorzeit her Veränderungen unterworfen waren und daß die Anwendung der Totenbretter als Denkmäler im Gegensatz zur Verwendung der Totenbretter als Bahrbrett sich von vornherein auf ein bestimmtes Stammesgebiet beschränkt. Ich glaube nicht, daß Lüers auf dem richtigen Wege war, als er die alamannischen und baierischen Bauern mit den Ostjaken verglich. Wertvoll ist die Karte, die Lüers seiner auch sonst sehr aufschlußreichen Abhandlung

ABB. 2. Waagrecht angeordnete Totenbretter bei Parkstein in der Oberpfalz. Die Bretter haben die schlichte rechteckige Form. Als Inschrift nur der Name und das Sterbedatum. Die Jahreszahlen der unteren Bretter (1936, 1937) zeugen vom Leben des Brauches

beigibt und die den Stand der Totenbrettersitte im Gebiet des Landes Bayern zur Zeit der 1932 gemachten Erhebungen zeigt.

Auf Grund dieser Erhebungen konnte festgestellt werden, daß drei inselartige Gebiete auf baierischem Raum die Totenbretter aufweisen, und zwar

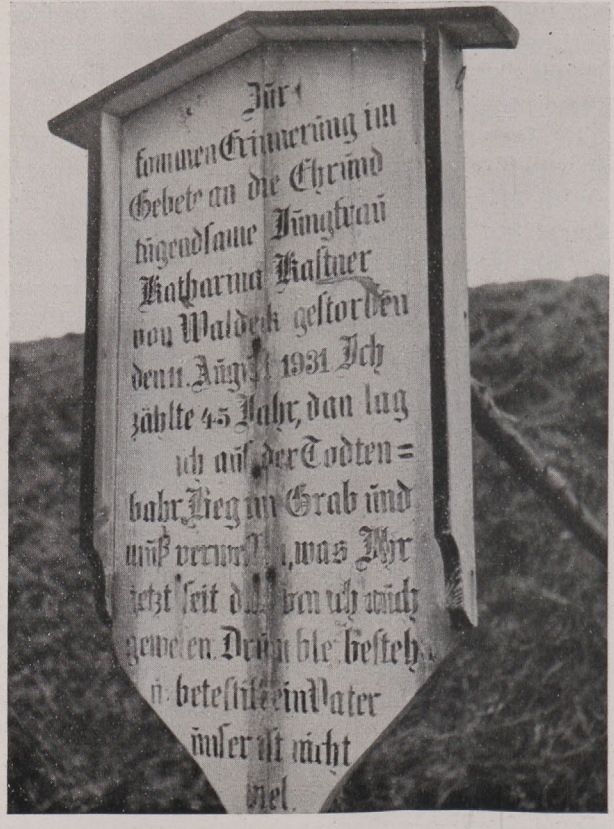

ABB. 3. Totenbrett in Gedenksteinform bei Waldeck in der Oberpfalz

ein Gebiet zwischen Ammersee und Lech, ein anderes im Chiem- und Traungau und ein drittes, das von Lüers als das weitaus größte bezeichnet wird, im Bayerischen Wald, in der nördlichen Oberpfalz und im östlichen Oberfranken. Dieses dritte und größte Gebiet darf als das eigentliche Gebiet der Totenbretter bezeichnet werden, da hier die Sitte der Verwendung von Totenbrettern, wie von mir in den letzten Jahren und besonders in diesem Frühjahr gemachte Erhebungen ergeben, noch lebendig ist. Dieses dritte, größte Gebiet befindet sich im Raum des Gaues Bayreuth (s. Abb. 1). Wenn Lüers die Landschaften des Bayerischen Waldes, der nördlichen Oberpfalz und des östlichen Oberfranken als das Hauptverbreitungsgebiet bezeichnet, so kann ich ergänzend dazu feststellen, daß das Gebiet der Totenbretter auf dem Boden des Gaues Bayreuth sich wie folgt umreißen läßt:

Im Bayerischen und Böhmerwald findet sich das häufigste Vorkommen von Totenbrettern im Kreisgebiet Cham-Kötzting-Viechtach, wo 200 Stellen zu verzeichnen sind, an denen Totenbretter stehen. Der südöstlich angrenzende Kreis Regen-Grafenau weist annähernd die gleiche Zahl auf. Auch die Donaukreise Bogen, Deggendorf und Vilshofen haben zahlreiche Orte, bei denen Totenbretter stehen, wobei aus dem Kreis Deggendorf berichtet wird, daß Totenbretter in fast allen Ortschaften nördlich der Donau vorkommen. Über das Vorkommen der Totenbretter im Kreise Cham und im Böhmerwald haben Johann Brunner und Josef Blau ausführlich berichtet. Der nördlich an den Kreis Cham angrenzende Kreis Oberviechtach-Waldmünchen mit noch verhältnismäßig zahlreichen Totenbrettern leitet über zu vereinzelten Vorkommen in den Kreisen Roding-Neunburg und Schwandorf. Diese vereinzelten Vorkommen bilden die Brücke zu einem zweiten Häufigkeitsgebiet, das sich über die oberpfälzischen Kreise Vohenstrauß, Weiden und Tirschenreuth-Kemnath erstreckt (Abb. 1). Lüers konnte noch das frühere Vorkommen von Totenbrettern vereinzelt in Oberfranken, so bei Coburg, bei Hollfeld (Fränkische Schweiz) und bei Bischofsgrün (Fichtelgebirge) feststellen. Die heutige Verbreitung erstreckt sich im wesentlichen auf die östlichen Waldkreise des Gaues Bayreuth in den ausgesprochenen Waldgebieten des Bayerischen und Böhmerwaldes und des Oberpfälzer Waldes, haftet also einerseits am baierischen Siedlungsraum und auf diesem andererseits am eigentlichen Waldland. Wir haben es also mit einem Rückzugsgebiet zu tun, in dem sich gerade in der eigenartigen Form der Totenbrettersitte die innige Verbundenheit des germanisch-deutschen Menschen mit dem lebendigen Wald offenbart.

Nun ist allerdings der Stand der Erhaltung der Totenbrettersitte auch in diesem Hauptverbreitungsgebiet durchaus nicht einheitlich. Wenn auch vielfach auf Weg und Steg die Totenbretter anzutreffen sind, so sind diese doch oft nur noch die erhalten gebliebenen Zeugen einer inzwischen abgegangenen Sitte. Vielfach ist festzustellen, daß die letzten Totenbretter vor Beginn des ersten Weltkrieges oder vor einem Zeitraum von etwa 15 bis 20 Jahren errichtet wurden. Aus dem Kreis Weiden wird berichtet, daß die Sitte, Totenbretter aufzustellen, zusehends abnimmt. Wenn auch das Totenbrett im abgelegenen Bauernhof Verwendung finden mag, so ist doch die spätere Aufstellung an Wegen usw. in die Hand des einzelnen Bauern gelegt. In Klardorf im Kreis Schwandorf werden, wohl in Weiterbildung der ursprünglichen Totenbrettersitte, bei Beerdigungen Gedenktafeln aus

ABB. 4. Totenbretter bei Lam im Bayer. Wald, reich bearbeitet, beschriftet und bemalt

Holz, die den Namen des Verstorbenen und sein Geburts- und Sterbedatum tragen, mitgebracht und am Grabe aufgestellt. Im gleichen Kreis konnte an einem anderen Ort festgestellt werden, daß zwar hier und da das Totenbrett, wenn es zu verwittern drohte, erneuert wurde, daß die Totenbretter aber in den letzten Jahren mehr und mehr verschwanden, vor allem dadurch, daß sie von hütenden Buben verbrannt wurden. Im Kreis Vilshofen ist die Sitte nur noch in einigen Gemeinden üblich, während natürlich dort, wo die Sitte schon verschwunden ist, die alten Totenbretter, soweit sie der Witterung trotzen konnten, noch stehen. In den Kreisen Cham und Regen, also im Hauptverbreitungsgebiet des Bayerischen und Böhmerwaldes, ist die Sitte noch zum großen Teil lebendig, ebenso im östlichen Teil des Kreises Tirschenreuth. Totenbretter mit den Jahreszahlen 1934, 1936, 1937, 1938 und 1940 konnte ich hier antreffen (Abb. 2, 10 u. 11). Im Kreis Bogen wurden zwei neue Totenbretter im September 1941 beobachtet.

ABB. 5. Totenbretter an einer Hauswand in Lam, Bayer. Wald

Die Sitte, den Toten auf einem Brett aufzubahren, ist so gut wie ganz verschwunden. Auf das Abkommen dieser Sitte weist ein Wandel in der Inschriftformulierung hin. Ältere Totenbretter beginnen ihre Inschrift nämlich mit den Worten „Auf diesem Brette hat geruht . . ." (Abb. 7 u. 9), während es bei jüngeren heißt „Zum Andenken an . . .". Lüers meint, daß man an der Formulierung der Inschrift ohne weiteres erkennen könne, ob die Aufbahrung auf einem Brett noch geübt werde. Doch trifft das keineswegs in allen Fällen zu. Denn einmal gab und gibt es Totenbretter, die lediglich Namen und Daten tragen und nichts darüber aussagen, ob der Tote auf diesem Brett noch aufgebahrt wurde oder ob das Brett nur als Denkmal aufgestellt wurde, und zum andern hat sich die Wendung „Auf diesem Brette hat geruht" sicherlich auf Grund des Beharrungsvermögens solcher überlieferten und feststehenden Formeln noch länger als die Sitte selbst erhalten, so daß die

ABB. 6. Totenbretter an einer Hofkapelle in Eisenstraß im Böhmerwald

Formulierung auch noch eine Zeitlang Anwendung fand, nachdem die Sitte der Aufbahrung auf dem Brett bereits aufgegeben war. So wird aus dem Kreis Bogen berichtet, daß auch auf neueren Totenbrettern die Worte „Auf diesem Brette hat geruht" zu lesen sind.

Während also das Totenbrett als Bahrbrett höchstens nur ganz vereinzelt noch in Anwendung kommt, so ist die Sitte, das Totenbrett als Erinnerungsmal aufzustellen, noch ziemlich weit in den genannten Bezirken verbreitet und lebendig. Auch in der Art, die Totenbretter aufzustellen, lassen sich bestimmte Gebiete erkennen. Am

ABB. 7. Nach Grabsteinart gearbeitetes Totenbrett für ein Kind an einer Wegkapelle bei Eisenstraß im Böhmerwald

häufigsten stehen die Totenbretter an den sog. Kirchenwegen, an Wegen also, die von der Bevölkerung zum Kirchgang und, da der Friedhof ja häufig bei der Kirche liegt, zur Verbringung der Leiche auf den Friedhof benutzt werden. Hier gruppieren sich diese Totenbretter meist um ein Feldkreuz (Abb. 4). Auch an den Wänden von kleinen Feld- und Hofkapellen werden sie angebracht (Abb. 6). Teilweise finden sie sich auch an Bäume senkrecht angenagelt oder vereinzelt waagerecht zwischen zwei Bäumen über einem Weg, so daß der Wanderer unter ihnen wie durch ein Tor hindurchschreitet. Im Gebiet des Bayerischen und Böhmerwaldes werden die Totenbretter in ihrer

ABB. 8. Totenbretter der Gemeinde Freihöls an der Waldbühne von Neuern (Böhmerwald), bei der der Kirchenweg der Freihölser vorüberführt

überwiegenden Mehrheit senkrecht aufgestellt (Abb. 4), in der Oberpfalz dagegen häufiger waagerecht an Feldkreuze gelehnt oder mehrere waagerecht übereinander angeordnet (Abb. 2, 10 u. 11). Auch am Grabe selbst finden sie sich an Stelle des sonst üblichen Grabkreuzes. In Englmar, Kreis Bogen, stehen zahlreiche Totenbretter als Grabdenkmäler an Kindergräbern. Auch außen an den Friedhofsmauern stehen die Totenbretter in großer Zahl, so konnten in Gotteszell einmal an der Friedhofsmauer 162 Totenbretter gezählt werden. Ferner werden sie an Häusern und Scheunen angebracht, wie in Lam, wo an einer Wand 56 solcher Totenbretter hängen (Abb. 5). Ebenfalls ist zu beobachten, daß hier und da, jedoch nur ganz selten, die Totenbretter schließlich als Anflugbretter für Taubenschläge verarbeitet werden oder daß sie als Stege über kleine Bachläufe und sumpfige Wiesenstellen gelegt werden.

Die volksläufige Bezeichnung der Totenbretter ist „Totenbrett", „Leichenbrett" oder „Reebrett" und „Rechbrett". Die heute kaum noch gehörte Bezeichnung „Reebrett" geht zurück auf das ahd. rêo = Leichnam.

Die Bearbeitung der Totenbretter, ihre Beschriftung und Bemalung ist ebenfalls verschieden. Im oberpfälzischen Verbreitungsgebiet ist das in der einfachen rechteckigen Form waagerecht aufgestellte Totenbrett meist nur mit dem Namen des Verstorbenen und dem Geburts- und Sterbedatum versehen (Abb. 2). Im Bayerischen und Böhmerwald wird das senkrecht aufgestellte Totenbrett oft kunstvoll zurechtgeschnitzt, wobei manche Forscher die rohen Umrisse einer menschlichen Körperform zu erkennen glauben. Reiche Inschriften und bunte Heiligenbilder vervollständigen das Totenbrett dieser Gegend (Abb. 4, 5, 8 u. 9). Brunner und Blau haben in ihren Darstellungen der Totenbrettersitte zahlreiche Formen wiedergegeben, Brunner bringt 60 verschiedene Zeichnungen, Blau über 70 verschiedene Formen. Diese Formen gehen vom einfachen rechteckigen Brett (Abb. 2) bis zu Ausgestaltungen, die deutlich die Einflüsse der Grabsteingestaltung verraten (Abb. 3. u. 7). Ähnlich wie bei den Marterln finden sich auf den Totenbrettern des Bayerischen und Böhmerwaldes häufig besondere Gedenkverse, die von Brunner, Blau, Lüers u. a. bereits zahlreich veröffentlicht wurden. Meist haben diese Verse den auch auf Grabsteinen und Sterbezetteln üblichen Inhalt. Bemalung und Beschriftung wird, wie ja sonst auch bei den hölzernen Grabkreuzen, von dem das Totenbrett herstellenden Schreiner vorgenommen. Meist verfügt der Schreiner über ein Büchlein mit einer Sammlung entsprechender frommer Inschriften. Nur spärlich sind unmittelbare Erzeugnisse der Volksdichtung zu beobachten.

Das auf den Totenbrettern verwendete Sinnbildgut ist verhältnismäßig bescheiden. Allgemein

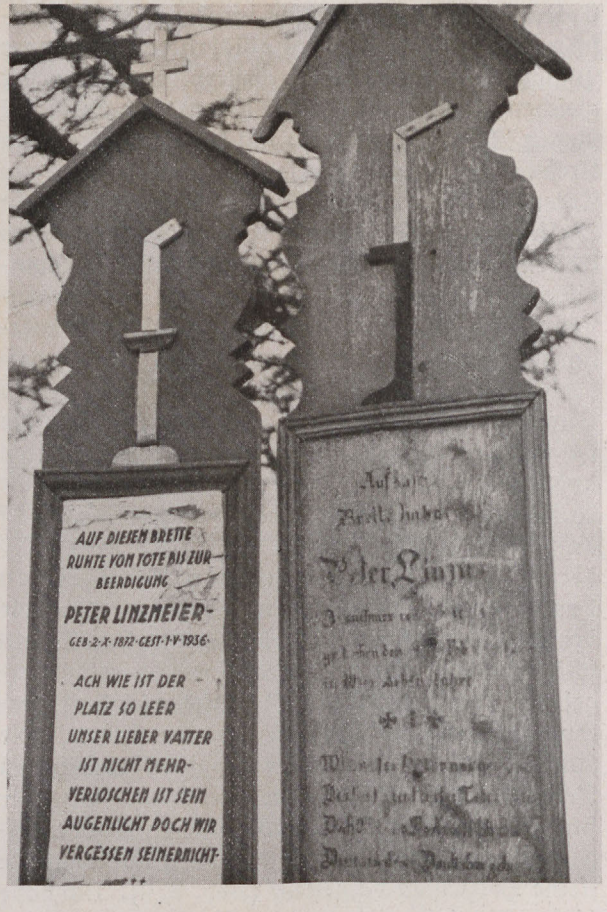

ABB. 9. Totenbretter in Eisenstraß im Böhmerwald mit dem gebrochenen Lebenslicht. Leuchter und Kerze sind aus Holzstücken zusammengesetzt und auf das Brett aufgenagelt

ABB. 10. Totenbrett in der Oberpfalz bei Mähring, waagrecht aufgestellt

ist es üblich, zu dem Namen drei Kreuze zu setzen (Abb. 2). Altes Sinnbildgut ist jedoch auch hier und da anzutreffen. Oskar v. Zaborsky zeigt zwei Totenbretter aus Steinbühl im Zellertal (Bayerischer Wald), dem Ziel des alljährlichen Kötztinger Pfingsttrittes, mit dem Sechsstern, eines aus der gleichen Gegend mit drei Blumen und eines bei Regen (Bayerischer Wald) mit dem Hakenkreuz im Kreis. In Hinding, Kreis Deggendorf, steht ein Totenbrett, das einen Sechsstern im Kreis, ein Malkreuz im Kreis und Blumen trägt. In diesen Fällen handelt es sich um altüberliefertes Sinnbildgut, das noch weit verbreitet ist auf Gegenständen der Volkskunst, an Häusern und am bäuerlichen Gerät: der Sechsstern, dem die Hagal-(Lebens-)rune zugrunde liegt, das Malkreuz als Sinnbild der Vermehrung, die drei Blumen, die sich aus der Darstellung der Manrune entwickelten und der Blumenstrauß oder Blumenstock als letzter Ausläufer des uralten Lebensbaummotivs. Auf den Denkmälern des Todes sind hier also die altheiligen germanischen Sinnzeichen des Lebens anzutreffen. Sonstige Symbole des Todes erscheinen als Abbildungen eines Totenschädels und zweier in Malkreuzform übereinandergelegter Knochen (Abb. 7, 8). Eine besondere Versinnbildlichung des Sterbens und des Todes ist die Anbringung eines Leuchters mit einer gebrochenen Kerze auf dem Totenbrett. Kerze und Leuchter sind wie die Inschriften und sonstigen Bilder aufgemalt, oft aber werden sie auch durch aufgenagelte kleine Holzleisten dargestellt (Abb. 8, 9). Ich habe dieses Sinnbild — das zerbrochene Lebenslicht — nur im Böhmerwald, und hier nur zwischen Neuern und Eisenstraß im Gebiet der Künischen Freibauern, beobachten können.

Die Sitte der Totenbretter kam immer mehr zum Abklingen, als die Sargbestattung allgemeiner wurde. Josef Blau teilt mit, daß das Aufbahren auf Bretter im Böhmerwald um 1890 aufhörte und damit auch allmählich das Aufstellen der Totenbretter. Auch die Errichtung von Leichenhäusern in den Gemeinden war der Sitte abträglich, da die Aufbahrung des Toten dann in der Leichenhalle erfolgte. Besonders aber haben kirchliche Verbote den Brauch zurückgedrängt, da es sich nach Auffassung der Kirche um einen „heidnischen" Brauch handelte. Doch hat sich danach die Kirche diesen Brauch in ihrem Sinne gleichgeschaltet, was durch die Verwendung christlichen Sinnbildgutes und entsprechender Gedenkverse sowie durch die Anbringung der Totenbretter an Kapellen und Feldkreuzen zu erkennen ist.

Während ganz allgemein die Totenbretter nur für am Ort Verstorbene aufgestellt werden, wird von mehreren Totenbrettern im Bayerischen Wald berichtet, die für im ersten Weltkrieg Gefallene errichtet wurden. Karl von Spieß vergleicht diese Sitte mit einem Brauch der Langobarden, bei denen Stangen oder Pfähle auf dem Begräbnisplatz von den Blutsverwandten für Angehörige errichtet wurden, die fern von der Heimat im Krieg gefallen oder sonstwie gestorben waren.

Eine neue Form der Totenbrettersitte entstand in Drachselsried im Bayerischen Wald, wo durch den Ortsgruppenleiter der NSDAP. im Jahre 1935 auf dem Adolf-Hitler-Platz, dem Dorfplatz, unter der Adolf-Hitler-Linde je ein Totenbrett für den tödlich verunglückten ersten Gauleiter der Bayerischen Ostmark, Hans Schemm, und für den verstorbenen Reichspräsidenten Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg aufgestellt wurde. Das Totenbrett für Hans Schemm trägt die Inschrift:

ABB. 11. Totenbrett in der Oberpfalz bei Tirschenreuth aus dem Jahre 1940

„Dem Vater des Gaues Bayer. / Ostmark / Gauleiter / Hans Schemm / zum / Nimmervergessen."

Die Totenbretter des Gaues Bayreuth sind somit ein eindringliches Zeugnis für eine besondere Form des Ahnengedenkens und der Totenverehrung. Die Toten, deren auf diese Weise gedacht wird, bleiben dadurch unmittelbar im Gedächtnis der Gemeinschaft haften. Sie leben im Geiste der Gemeinschaft weiter dadurch, daß der täglich an diesen schlichten Denkmälern vorübergehende Dorfgenosse ständig an sie, die ehemals leibhaftig der Dorfgemeinschaft angehörten, erinnert wird, während der Friedhof, auf dem die Toten abgesondert von den Lebenden vereinigt sind, doch im allgemeinen nur zu besonderen Gedenktagen betreten wird. Das Weiterleben im Geiste in der Dorfgemeinschaft durch das tägliche und ständige Erinnern ist der tiefste und eigentliche Sinn der Totenbrettersitte. Diese starke Ausprägung des Ahnengedenkens entspricht germanisch-deutscher Wesensart, wir erkennen in dem Fortleben dieser eigenartigen Sitte das Walten urältester Überlieferung aus den Tagen der Vorzeit.

Wenn schon in den Zeiten des ersten Weltkrieges hier und da Totenbretter für gefallene Helden aufgerichtet wurden, wenn, wie in Drachselsried, zwei Großen unseres Volkes das gleiche Denkmal gesetzt wurde, so dürfte damit, zumal die Totenbrettersitte hier noch vielfach lebendig ist, der Boden dafür bereitet sein, dem alten Brauch einen neuen, unserer Zeit entsprechenden Sinn zu geben, indem in jenen Landschaften, in denen die Totenbretter noch als Zeugen einer bis in unsere Tage geübten Sitte stehen und sogar immer wieder neu aufgestellt werden, auf dem Dorfplatz oder einer anderen geeigneten würdigen Stätte für diejenigen aus der Dorfgemeinschaft ein Totenbrett errichtet wird, die im gegenwärtigen Schicksalskampf ihr Leben für die Freiheit und Zukunft unseres Volkes opferten.

Schrifttum

Sartori, Paul, Sitte und Brauch. Bd. 1. Leipzig 1910.

Meyer, Elard Hugo, Der Tod im Volksglauben. In: Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M. 1922.

Spieß, Karl v., Totenbretter. Zeugnisse volkseigener Weltanschauung in Österreich. „Germanen-Erbe" 3. Jahrg. 1938, Heft 5.

Winkler, Karl, Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen. Kallmünz 1936.

Geiger, Paul, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. Berlin und Leipzig 1936.

Mayrhofer, Karl, Ahnenerbe. Von Sitte und Brauch in Altbayern. München und Berlin 1927.

Hager, Franziska, Der Chiemgau. München 1927.

Buschan, Georg, Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen. München 1936.

Linke, Johannes, Der Wald und seine Kinder. Leipzig 1937. — Vgl. auch die dichterische Schilderung „Die Totenbretter" in: Linke, Johannes und Käthe, Wälder und Wäldler. Ein Bilderbuch aus dem Bayern- und Böhmerwald. Leipzig 1940.

Watzlik, Hans, Grüner deutscher Böhmerwald. Bayreuth o. J.

Blau, Josef, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst. I. Teil: Wald- und Holzarbeit. Prag 1917.

Lüers, F., Über die Totenbretter in Bayern. In: Bayerische Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum. München, 11. Jahrg. 1933.

Brunner, Johann, Heimatbuch des bayerischen Bezirksamtes Cham. Sonderbeigabe II zu den Bayerischen Heften für Volkskunde. München 1922.

Zaborsky-Wahlstätten, Oskar v., Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst. Leipzig 1936.

Lochmüller, Benedikt, Hans Schemm. Zweiter Band 1920—1935. München 1940.

Einen wesentlichen Teil der Unterlagen verdanke ich Erhebungen, die auf Veranlassung des Volkstumsreferates des Reichspropagandaamtes Bayreuth durch die Kreispropagandaleiter der NSDAP durchgeführt wurden.

Der Geist, der ewig weiter, weiter strebt,
Der ist es, der den toten Stoff belebt.
Was immer sich dem Forscher offenbart
Ist für den Mut'gen Tat und Gegenwart.

C. F. Meyer

Walter Gronau

Ausgrabungen an der Grenze Ostpreußens

Zu den wichtigsten Aufgaben der ostpreußischen Vorgeschichtsforschung gehörte schon immer die Erforschung der nationalpolitisch bedeutsamen Grenzkreise.

Wenn die frühgeschichtlichen Überlieferungen auch nicht ganz eindeutig sind, so ist es doch Tatsache, daß die bis 1939 gezogene politische Grenze erst seit der Ordenszeit besteht, vorher also der Ausbreitung altpreußischer Kultur nichts im Wege stand.

Nachdem durch die Eingliederung des Bezirkes Suwalki in die ostpreußische Verwaltung die äußeren Verhältnisse geordnet waren, setzte auch die deutsche Forschung vom Landesamt für Vorgeschichte in Königsberg i. Pr. unter Leitung von Professor La Baume ein, der den Berichterstatter mit Untersuchungen und Grabungen in diesem Gebiet beauftragte.

Der altpreußische Stamm der Sudauer ist auf Grund der Bodenfunde bisher immer nur im südöstlichen Ostpreußen und darum viel zu engräumig gesehen worden. Erst jetzt, Professor C. Engel spricht es 1939 schon aus, wo wir langsam über die alte Grenze in allerdings noch fast unerforschte Nachbargebiete zu blicken beginnen (Abb. 1), tritt die bedeutsame Rolle, die die Sudauer unter den altbaltischen Stämmen gespielt haben, immer klarer hervor.

Einer kurzen Fahrt zur allgemeinen Orientierung und Geländebegehung folgte bald eine Meldung der Wehrmacht über Entdeckung von Grabanlagen bei Ausführung von Erdarbeiten in

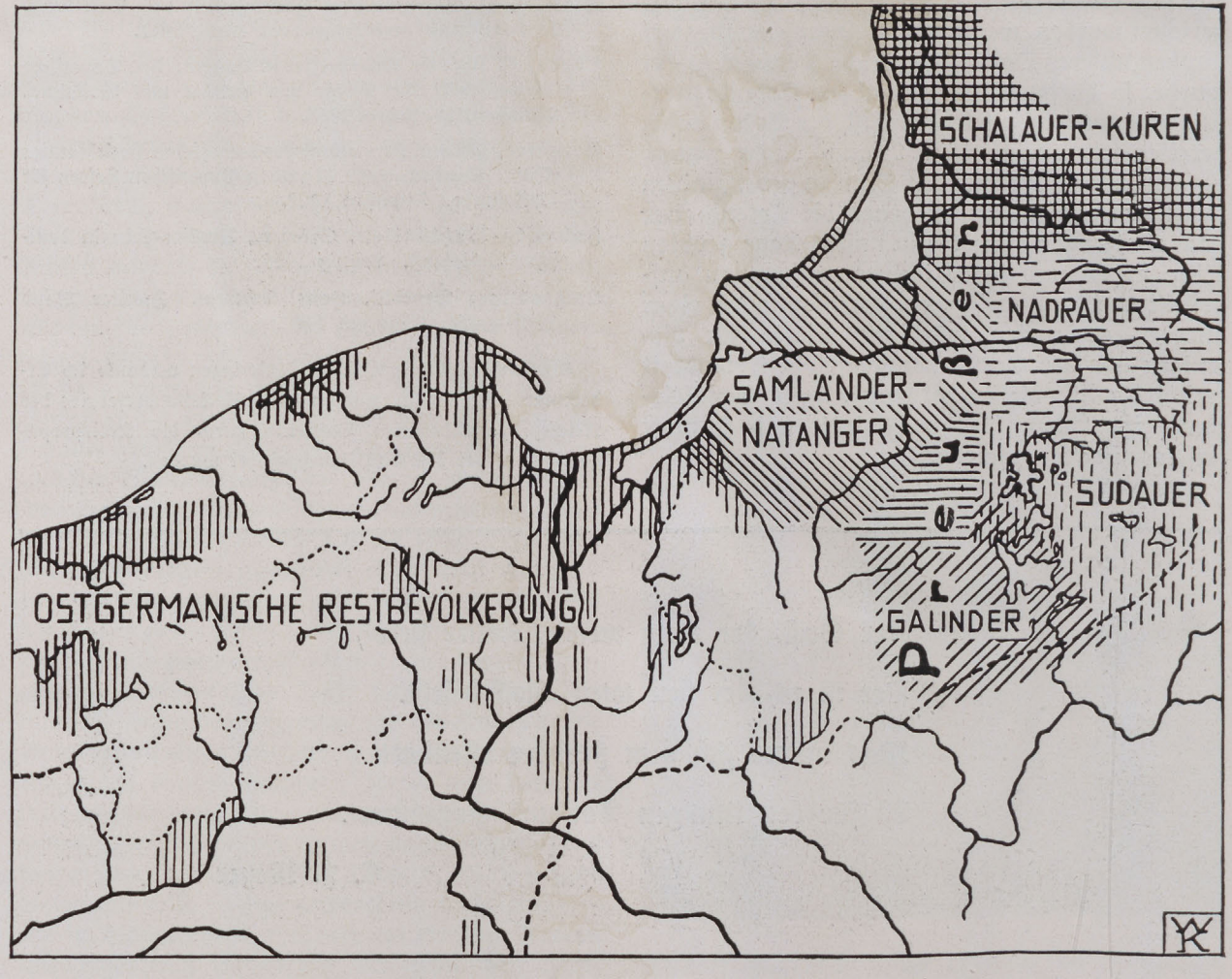

ABB. 1. OSTGERMANEN UND ALTPREUSSEN im 5. und 6. Jhdt. *nach K. Engel u. W. La Baume*

der Nähe von Raczki. Auf einer sandig-kiesigen Erhebung am hohen Rospudaufer traten menschliche Skeletteile und Vorgeschichtsfunde zutage. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab ein vorgeschichtliches Brandgräberfeld aus der Zeit des 3. bis 4. Jahrhunderts und Skelettgräber aus geschichtlicher Zeit, die nach den aufgefundenen Münzen dem 16. bis 18. Jahrhundert angehören.

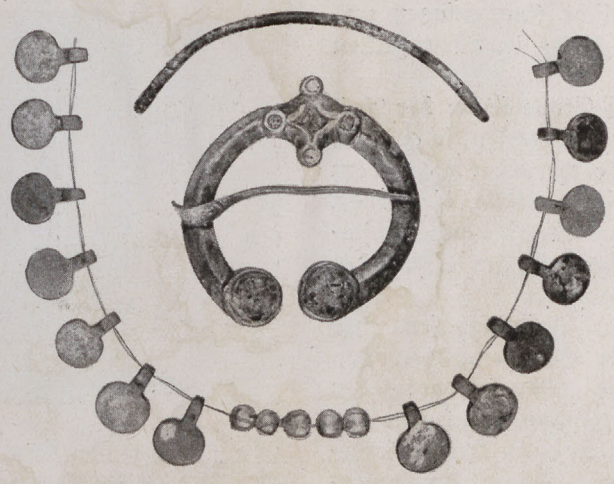

ABB. 2. BRONZESCHMUCK von Raczki in Sudauen

Die Brandgräber enthielten bei den Frauen Schmucksachen, wie Fibeln, Armreifen, Halsschmuck (Abb. 2) usw., bei den Männern Waffen, wie Lanzenspitzen, Messer, Streitäxte und Beigaben zur Pferdebestattung (Abb. 3).

Außerdem fanden sich am Rande des Gräberfeldes Gruben mit Feuerstellen ohne Leichenbrand, in der einen ein Stöpseldeckel aus Ton mit eingeritzter Tierzeichnung (Abb. 4). Ob es sich hier um Zeremonialfeuerstellen in Verbindung mit dem Gräberfeld selbst handelt oder um Siedlungsstellen, mag im Augenblick zweifelhaft erscheinen, die regelmäßige Lage am Rande des Gräberfeldes und die Tierzeichnungen auf dem Deckel, die für Masuren auf Gefäßen dieser Zeit belegt sind, sprechen für gleichzeitige Anlage.

Einwandfrei konnte ermittelt werden, daß an gleicher Stelle ein steinzeitlicher Wohnplatz bestanden hat, zahlreiche bearbeitete Feuersteinsplitter sind auf der Höhe selbst und auch am Rande des alten Flußufers gefunden worden.

Es ist erklärlich, daß bei Anlage der christlichen

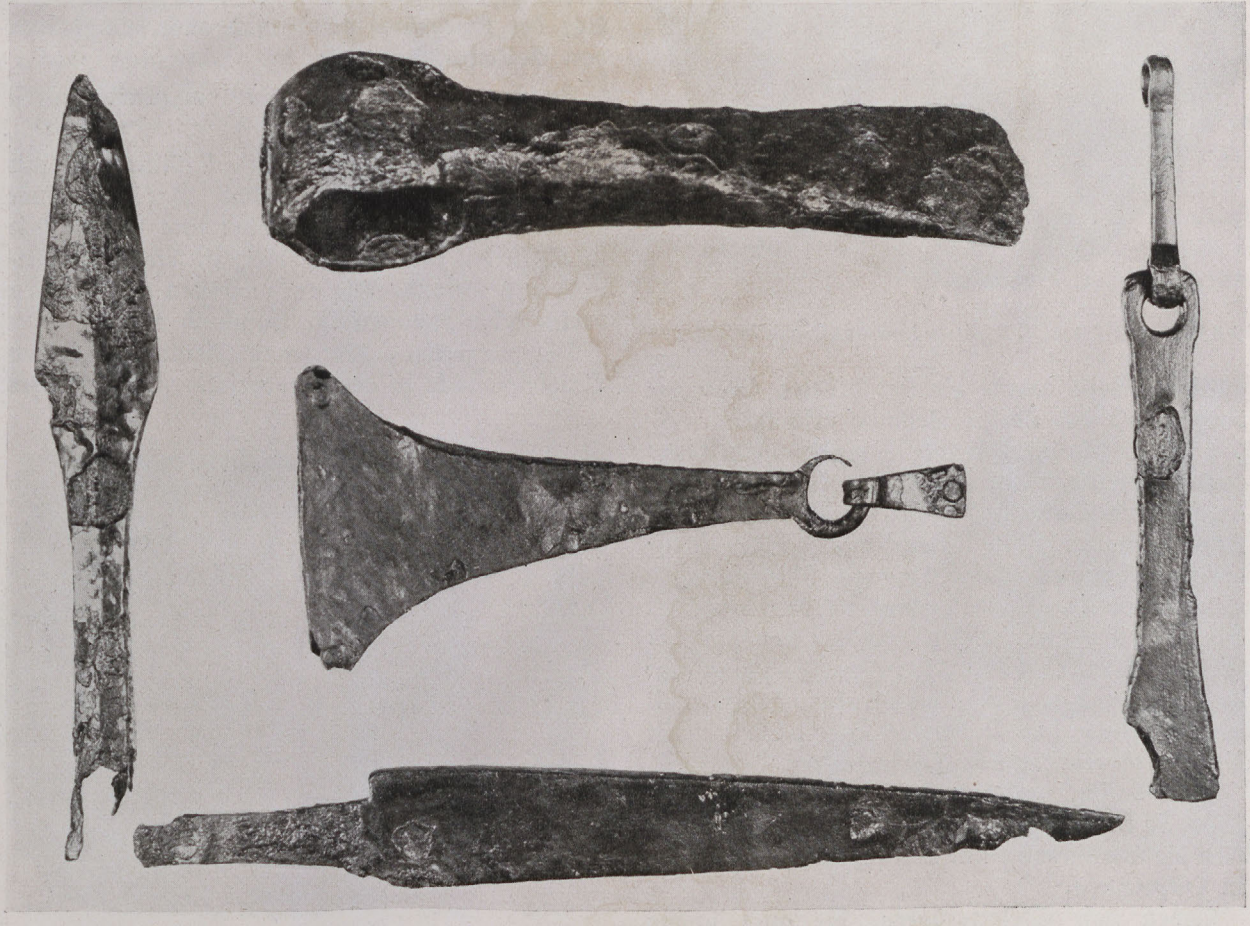

ABB. 3. EISENFUNDE aus dem Gräberfeld von Raczki in Sudauen

Gräber einige vorgeschichtliche Grabanlagen zerstört wurden, jedoch war dieses in allen Fällen leicht festzustellen.

Ist die Entdeckung dieses Gräberfeldes der Aufmerksamkeit der Wehrmacht zu danken, so gebührt bei den Funden von Plociczno der Dank dem Reichsarbeitsdienst. An dieser Stelle, die Arbeit setzte gerade in den Tagen des Angriffs auf Sowjetrußland ein, wurde die Grabung im Schutz der deutschen Luftwaffe durchgeführt.

Unmittelbar bei einem Feldflughafen und zwischen den Resten alter Schützengräben von 1914/15, in der Nähe eines Heldenfriedhofes des Weltkrieges, stießen Arbeitsmänner auf Knochen und Bronzesachen und sorgten durch Abgabe sofortiger Meldung für gesetzlichen Schutz. In mustergültiger Weise wurde ein gefährdetes Grab geborgen und das übrige Gelände geschützt.

ABB. 4. TONDECKEL einer Urne aus Raczki in Sudauen

Die Untersuchung ergab, daß sich unter einer ovalen Steinpackung ein Doppelgrab befand, anscheinend Mann und Frau (vgl. Abb. 6). Die Knochen waren fast restlos vergangen. Sehr eigenartig wirkt der achtteilige, bronzene silberplattierte Gürtelschmuck mit seinen Sonnenrädern und den ausgesparten menschlichen Figuren, ebenso der silberne Halsring (Abb. 7), dessen Verschlußform denen ehemals weit im alten Rußland gefundenen gleicht. Unter den beiden römischen Münzen ist die des Gordianus sehr gut erhalten.

Vier breite, verzierte Armreifen aus Bronze (Abb. 5a u. b), ähnlich wie in Raczki, bilden auch hier die Verbindung mit den sudauischen Funden in Ostpreußen.

Neben den Skelettgräbern, die auch schöne Fibeln des 3.—4. Jahrhunderts n. d. Ztr. enthielten, fanden sich noch Brandgräber (Abb. 8 u. 9). An Beigaben ziemlich arm, bieten sie doch zwei guterhaltene eiserne Lanzenspitzen mit Feuerpatina und einen eisernen Pfriem, sowie ein napfartiges Beigefäß.

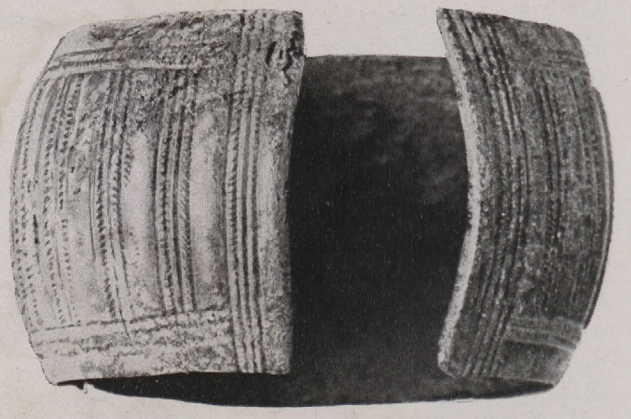

ABB. 5a. BRONZENER ARMREIF aus dem Doppelgrab von Plociczno, Suwalki

Es war leider nicht möglich, die ganze Ausdehnung des Gräberfeldes zu ermitteln, weil der im Feindeinsatz befindliche Flugplatz dieses nicht zuließ. Eine Anzahl von Gräbern dürfte durch die alten Schützengräben von 1914/15 zerstört sein. Aus der Kriegslage erklärt sich auch das Fehlen von Geländeaufnahmen.

Zu den Funden wäre im einzelnen vorerst folgendes zu bemerken:

Die guterhaltene Hufeisenfibel (Ringfibel) mit Emaileinlagen aus Raczki (Abb. 2) (Reste einer zweiten auch vorhanden) findet ihre Gegenstücke in Masuren, im Memelgebiet, in Litauen, Lettland und Estland. Die am weitesten nach Westen verbreiteten kommen im Samland vor.

Die verzierten, bronzenen Armreifen finden Vergleichsstücke in den Gräberfeldern des Kreises

ABB. 5b. BRONZENER ARMREIF Plociczno, Suwalki

Sensburg und Ortelsburg, desgleichen in Bergensee, Kr. Angerburg.

Eigenartig ist der Topfdeckel mit den eingeritzten Zeichnungen, von denen die Tiere wohl Pferde darstellen. Der unterbrochene Doppelkreis in der Mitte könnte als Sonnendarstellung — oder in Verbindung mit den Strichen auch als Wildgatter gedeutet werden.

Die Fibeln, Riemenſenkel, Pinkeiſen, Bronzehütchen, Lanzenſpitzen und Streitäxte ſind ſämtlich auch in Oſtpreußen belegt.

Hier intereſſieren vor allem die typiſch ſudauiſchen Formen. Es muß nun betont werden, daß C. Engel Funde ſudauiſcher Weſensart bis tief in Weißrußland hat nachweiſen können (Germanen-Erbe, Heft 9/10, 1937, Die Ausbreitung der baltiſchen Völker in vorgeſchichtlicher Zeit). Peter v. Dusburg hat ein glanzvolles Bild der Sudauer von ihrer Macht und Ausdehnung überliefert, und wenn man ihre ehemalige Ausdehnung bis nach Weißrußland ins Auge faßt, dann gewinnen wir Verſtändnis für die zahlloſen Feldzüge wolhyniſcher Fürſten gegen die Jatwinger (ruſſiſch Jatwjazi = Sudauer), von denen in der altruſſiſchen Neſtor- und Hypatiuschronik berichtet wird. Wahrſcheinlich ſind die Sudauer die unmittelbaren Nachbarn der ſkandinaviſch-ruſſiſchen Fürſten geweſen.

Können z. Zt. auch noch nicht alle ſchwebenden Fragen geklärt werden, Abſchließendes läßt ſich erſt nach weiteren Unterſuchungen und größerem Vergleichsmaterial ſagen, ſo ſteht doch feſt, daß durch die Funde von Raczki und Plociczno unſere Kenntnis der altpreußiſch-ſudauiſchen Kulturgruppe eine willkommene Erweiterung erfahren hat.

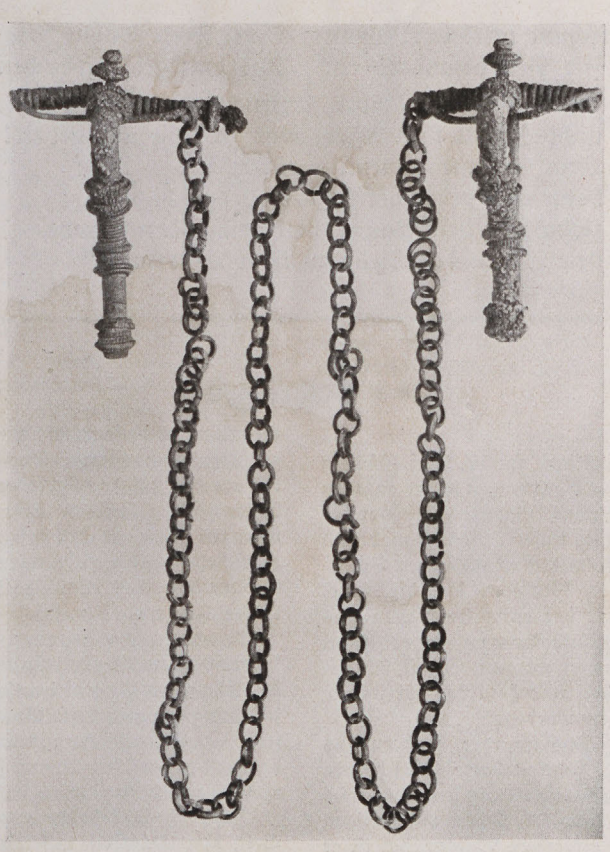

ABB. 6. FRAUENSCHMUCK der Sudauer. Fibeln mit Kette aus einem Doppelgrab von Plociczno, Suwalki

ABB. 7. HALSREIF aus Silber von Plociczno, Suwalki

ABB. 8. STEINPACKUNG über einem Brandgrab von Plociczno, Suwalki

ABB. 9. BRANDGRAB mit Lanzenspitze im Leichenbrand von Plociczno, Suwalki

Deutsche Vorgeschichtsforschung im Osten! Wenn irgendwo, dann bestätigt sich hier besonders ein Wort Felix Dahns, das er vor über einem halben Jahrhundert gesprochen hat:

„So ist's nicht Moder, unfruchtbar und tot,
nicht Schutt und Asche, was zu Tag wir heben!
Nein, warmes, zukunftsreiches Leben ist's;
denn aus der Vaterlandes Vorgeschichte
ziehn wir den Baum, den grünenden empor,
den Baum der Liebe zu dem Vaterland."

Nachrichten

Robert Beltz †

In Schwerin (Mecklenburg) verstarb am 19. Mai 1942 im Alter von 88 Jahren der weit über die Grenzen seines engeren Wirkungs- und Heimatgebietes hinaus bekannte Erforscher der deutschen Vor- und Frühgeschichte, unser Ehrenmitglied und Mitbegründer der später zum Reichsbund ausgebauten Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Dr. h. c. Robert Beltz. Mit ihm ist einer der einsatzfreudigsten und nimmermüden Mitstreiter um die Aufhellung unserer völkischen Vergangenheit von uns genommen worden, dessen Wirken unsere Wissenschaft begründen half und dem wir für immer ein ehrendes Gedenken bewahren werden.

Zwar nicht selbst gebürtiger Mecklenburger, sondern aus Nordhausen am Harz stammend, fand Robert Beltz schon in jungen Jahren nach abgelegter Staatsprüfung den Weg nach Schwerin, wo er von 1877—1907 als Oberlehrer am dortigen Gymnasium tätig war. Seiner erkorenen Wahlheimat ist er stets treu geblieben und hat alle seine Kräfte voll in ihren Dienst gestellt. Hier begegnete er vor allem dem Geheimen Archivrat Friedrich Lisch, dem zähen, unbeirrbaren Vorkämpfer und Bahnbrecher einer volkstreuen Vorgeschichtswissenschaft, den er selbst als „größte geistige Kraft Mecklenburgs" bezeichnete. Aus seinen Händen nahm Beltz zunächst als Mitarbeiter und dann als damals opfervolles Erbe im Kampf gegen zum Teil übermächtige, unvölkische Strömungen in der deutschen Wissenschaft die Aufgabe der Nachfolgeschaft und Weiterführung der Verwaltung der Schweriner Altertumssammlungen entgegen. In seiner ein halbes Jahrhundert (1880—1930) währenden rastlosen Tätigkeit gelang es ihm, diese verantwortungsvolle Aufgabe überzeugend zu meistern. Ja, darüber hinaus ist es hauptsächlich sein Verdienst, daß Mecklenburg auf dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichtsforschung sehr bald an eine führende Stelle im Reich aufrückte.

Eine seiner vordringlichsten Aufgaben erblickte Beltz dabei in dem Ausbau der vorgeschichtlichen Denkmalpflege. Als Ergebnis dieser emsigen Bemühungen sind hier vor allem die „Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg" (1899) zu nennen. An den schon von Lisch ins Leben gerufenen „Mecklenburgischen Jahrbüchern" (seit 1836 ununterbrochen erschienen) arbeitete Beltz selbstverständlich rührig weiter, konnte ihnen ab 1906 sogar noch seine eigene, neugegründete Zeitschrift „Mecklenburg" als weiteres Organ zur Seite stellen. Ein anderes wichtiges Arbeitsziel von Professor Beltz galt der übersichtlichen Gliederung des inzwischen ungeheuer angewachsenen Fundgutes und seine Bearbeitung zu einem brauchbaren Quellenwerk. Dieser Gedanke fand seinen Niederschlag zunächst in der — ursprünglich von Lisch geplanten — „Vorgeschichte von Mecklenburg" (1901), und wenige Jahre darauf in dem in seiner wissenschaftlichen Genauigkeit geradezu vorbildlichen großen Inventarwerk „Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin" (1910).

Wenn man dabei bedenkt, daß Robert Beltz noch nicht alle die Hilfsmittel einer modernen, verfeinerten Wissenschaftsmethode zur Verfügung standen, sondern daß er in aufreibender Kleinarbeit alles selber zuwege bringen mußte, so erfüllt uns seine Schaffenskraft und Leistungsfähigkeit mit um so größerer Hochachtung. Das Besondere an seiner Persönlichkeit aber ist, daß er nicht in rein heimatkundlichen Forschungen stecken blieb, sondern stets den Blick über Mecklenburgs Grenzen hinaus in den gesamten deutsch-germanischen Raum offenhielt. Seine zusammenfassende Abhandlung in Eberts Reallexikon „Der Nordische Kreis" (Band 9) legt hierfür beredtes Zeugnis ab.

Seiner ganzen inneren Haltung nach fand Beltz auch frühzeitig den Weg zu Gustaf Kossinna, der ja der Inbegriff des Kämpfers für eine deutschbewußte völkische Vorgeschichtsforschung geworden ist. So reiht sich der Mensch und Wissenschaftler Robert Beltz würdig unter die wenigen bahnbrechenden Forscher unserer jungen, die Geisteswelt wahrhaft revolutionierende Wissenschaft ein.

Zahlreich sind daher auch die Ehrungen gewesen, die Beltz von Fachkreisen, selbst des Auslandes, zuteil wurden. U. a. war er Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften und Ehrendoktor der Universität Rostock. Als einem der Ersten verlieh ihm sodann der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte anläßlich der zweiten Reichstagung in Bremen 1935 in Anerkennung seiner überragenden Verdienste den Ehrenring des Reichsbundes. Den glanzvollen Höhepunkt dieses ganz in den Dienst an seinem Volkstum gestellten Lebens aber bildete die Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft an Robert Beltz durch den Führer an seinem 85. Geburtstag.

Dr. Friedrich Hufnagel gefallen

Während der schweren Kämpfe am Donez starb am 25. Mai unser Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, der Assistent am Oberschlesischen Landesmuseum in Beuthen, Dr. Friedrich Hufnagel, den Heldentod. Als Schüler von Professor Reinerth hatte er speziell über den Schiffsbau in der Vor- und Frühzeit gearbeitet und stand später Jahre hindurch als Vertreter der deutschen Vorgeschichtswissenschaft auf Vorposten im Grenzland Oberschlesien.

Dr. Reinhard Pfeffer gefallen

Auf freiwilligem Spähtruppgang im Osten fiel am 17. Mai unser Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, der Gefreite Dr. Reinhard Pfeffer. Ebenfalls ein Schüler Professor Reinerths, hatte er sich besonders in die Erforschung der heimatlichen Vor- und Frühgeschichte der Mark Brandenburg vertieft und dabei hauptsächlich die Germanenfunde der Uckermark bearbeitet.

Ludwig Schmidt, 80 Jahre alt

In seiner Vaterstadt Dresden begeht am 16. Juli der bekannte deutsche Frühgeschichtsforscher, der frühere Oberbibliothekar der Sächsischen Landesbibliothek, Professor Dr. Ludwig Schmidt, seinen 80. Geburtstag. Sein ganzes Leben war in erster Linie in oft zurückgezogener und mühevoller

Arbeit der Erforschung der geschriebenen Urkunden der germanischen Frühzeit gewidmet. Bereits während seiner Studienzeit in Leipzig zeigte sich diese besondere Neigung. Davon gibt seine Doktorarbeit über die „Älteste Geschichte der Langobarden" Zeugnis, mit der er 1884 seine Studien über Philologie und Geschichte abschloß. Nach seiner Promotion übernahm ihn die Sächsische Landesbibliothek als wissenschaftlichen Mitarbeiter. Dort war er in rastloser Schaffenskraft ununterbrochen 42 Jahre lang, zuletzt als stellvertretender Direktor, tätig. Hier fand er vor allem Zugang zu den Quellen, die er für seine Lebensarbeit benötigte.

Aus der reichen Zahl seiner Veröffentlichungen seien hier nur einige der wichtigsten, die deutsche Frühgeschichtswissenschaft befruchtenden Werke herausgegriffen. 1901 trat er unter Heranziehung der inschriftlichen Quellen sowie der vorgeschichtlichen Bodenfunde mit einer vollständigen „Geschichte der Wandalen" hervor. Sie stellt eine Ehrenrettung dieses zu Unrecht der Barbarei bezichtigten Germanenstammes dar, und kann darum gleichzeitig als Vorläuferin unserer neuen Geschichtsauffassung betrachtet werden. Schmidts Hauptwerk ist jedoch die umfangreiche und gründliche, in zwei Bänden vorliegende „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit" (1904—1918), in zweiter Auflage bei stärkerer Berücksichtigung der Bodenfunde 1934—1941 erschienen. Dieses grundlegende Quellenwerk mit einer Darstellung auch der rassischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse unserer germanischen Vorfahren wird besonders für den Historiker ein unentbehrliches Nachschlagewerk bleiben, aber auch von dem Vorgeschichtsforscher mit großem Gewinn benutzt werden.

Zusammen mit O. Fiebiger gab Ludwig Schmidt sodann eine „Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen" (1917) heraus, um diese überall verstreuten und schwer zugänglichen Quellen der Forschung besser nutzbar zu machen, und gemeinsam mit B. Hantzsch die „Kartographischen Denkmäler zur Entdeckungsgeschichte von Amerika, Asien, Australien und Afrika" (1903). Neben diesen großen, weit gespannten Arbeiten widmete er sich aber auch stets der heimatkundlichen Kleinarbeit, wie z. B. sein „Urkundenbuch der Stadt und des Klosters Nimbschen" (1895) zeigt.

So erkennen wir in Ludwig Schmidts Werken eine seltene Vielseitigkeit und Spannkraft der Persönlichkeit. Im Mittelpunkt seines Schaffens stand freilich seine große Liebe zur deutschen Vergangenheit, als deren berufener Historiker er vor uns hintritt. In Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Forschung ernannten ihn die Preußische und Sächsische Akademie der Wissenschaften zum Mitglied. Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte schließt an diese Ehrung den herzlichen Wunsch, daß dem Jubilar noch eine Reihe weiterer Jahre in unverminderter Schöpferkraft vergönnt sein mögen.

Vorgeschichte auf der Ausstellung: Unser Kampf zur See

Am 13. Juni 1942 wurde in den Räumen des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin eine vom Oberkommando der Kriegsmarine und dem Museum der Kriegsmarine unter der technischen Leitung von Marinebaurat Eckert geschaffene Ausstellung „Unser Kampf zur See" eröffnet, die neben dem heutigen Seekampf die Entwicklung der Seekriegsführung von der Vorzeit her zeigt.

Der Raum „Germanische Seeherrschaft" wurde unter Mitwirkung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte durch Leihgaben aus seiner Modellwerkstatt und unter der wissenschaftlichen Betreuung von Dr. R. Ströbel ausgestaltet.

In vier Abteilungen werden Schiffsbau und Seekriegszüge in der nordischen Urzeit, Urgermanenzeit, Großgermanenzeit und Wikingerzeit in Nachbildungen und Karten gezeigt. Vom Einbaum über das Hirschsprung-, Nydam- und Gokstadschiff verfolgen wir die Entwicklung des Kriegsschiffsbaus. Stein- und bronzezeitliche Felsbilder, sowie gotländische Bildsteine mit Schiffsdarstellungen ergänzen die Schiffsmodelle. Rings an den Wänden ist eine Wiedergabe des Bayeuxteppichs angebracht.

Tagung der Kreissachbearbeiter für Vorgeschichte und Geschichte

In der Zeit vom 20.—22. Mai 1942 fandin Zwardon ein Schulungslehrgang der Kreissachbearbeiter für Vorgeschichte und Geschichte des NSLB. statt. Als Vertreter des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. nahm Reichsstellenleiter Dr. Rudolf Ströbel, Berlin, an der Tagung teil. Er sprach an Hand von Lichtbildern über die nordischen Grundlagen Alteuropas, die Urgermanen und die germanische Landnahme. Daran schlossen sich weitere geschichtliche und schulmethodische Vorträge, die jeweils durch Arbeitsgemeinschaften vertieft wurden.

Hügelgräber am „Ochsenweg"

Unmittelbar am Ochsenweg, einer der bedeutendsten Heer- und Handelsstraßen der Vor- und Frühzeit, wurden in der Nähe der Ortschaft Lohe gelegene gefährdete Grabhügel untersucht. Die aus grauem Heidesand bestehenden Hügel gehören der Jüngeren Steinzeit an, und zwar dem Volk der Einzelgrabkultur. Einer dieser Hügel enthielt ein sog. Untergrab, das ungefähr 1,20 m tief unter der Sohle des Grabhügels gelegen war. Vermutlich enthielt es ursprünglich einen Holzsarg mit dem unverbrannten Leichnam, der jedoch in dem Sandboden vollständig vergangen war. In der Mitte der Bestattung fand sich eine mit einem schmalen Grat verzierte Streitaxt als Beigabe für den hier beigesetzten Krieger.

Germanischer Goldfund auf Fünen

Auf der dänischen Insel Fünen wurden in Sallingelunde bei Odense bei Feldarbeiten zwei schwere Goldringe gefunden, die unter die größten Goldfunde in Dänemark aus der späteren Völkerwanderungszeit zu rechnen sind. Es handelt sich um zwei Halsringe. Der eine besitzt einen Durchmesser von 21 cm, während der andere, etwas kleinere 14,5 cm im Durchmesser mißt und aus zwei durch Ösen zusammengehaltenen Stücken geschmiedet ist. Das Gewicht beider Ringe beträgt zusammen rund $1^1/_2$ kg. Der Ausführung nach ähneln die Ringe jenen vor über hundert Jahren auf dem Gut Broholm auf Fünen gefundenen.

Neue Vorgeschichtsfunde aus dem Warthegau

Auf dem Gelände des Gutes bei Sendschin im Kreis Hermannsbad wurde ein für die vorgeschichtliche Erforschung des Warthelandes bemerkenswerter Fund gehoben. Bei Wegearbeiten fand man Reste steinzeitlicher Gefäße, ferner Knochen und das Bruchstück eines Steinbeiles. Weitere Nachforschungen ergaben sodann Gefäßscherben aus der frühen Bronzezeit, eine Pfeilspitze und zwei Glockengräber der Frühgermanen. In einem Probeloch endlich stieß man auf Überreste eines Skelettgrabes, wahrscheinlich wandalischer Herkunft. Die Funduntersuchung läßt also darauf schließen, daß diese Dünenkuppe rund 3 Jahrtausende hindurch wohl ununterbrochen von nordisch-germanischen Stämmen besiedelt worden ist.

Bronzehortfund bei Sternberg

In der Nähe von Sternberg wurde im Walde von einer Arbeiterin ein bronzezeitlicher Hort entdeckt. Er enthielt acht besonders schön patinierte, mit Linienmustern verzierte Bronzearmspangen und zwei vierfach gedrehte Spiralarmreifen. Der ganze Fund gehört der jüngeren Urgermanenzeit an, und zwar dem damals hier siedelnden Volk der Illyrer.

Barrenfunde vom Hunsrück

Wiederholt konnten schon auf dem Hunsrück wichtige vorgeschichtliche Funde sichergestellt werden. Bei diesem neuen interessanten Fund handelt es sich um 14 eiserne Spitz-

barren, die den letzten Jahrhunderten v. d. Ztr. angehören. Vermutlich stammen die Barren aus der Pfalz. Sie wurden bei Bruscheid, Kreis Simmern, gehoben.

Das Rätsel des Gorm-Hügels bei Jellinge

Wie schon früher mitgeteilt, bemüht sich die dänische Vorgeschichtsforschung darum, das Grab ihres berühmten Wikingerkönigs Gorm des Alten ausfindig zu machen. Man vermutete es in dem südlicheren und auch den Namen des Königs tragenden der beiden bekannten Jellinge-Hügel. Sorgfältige Untersuchungen ergaben jedoch, daß er keine Bestattung enthielt. Statt dessen fand man im Hügel zur größten Überraschung das Holzgerüst vermutlich eines großen Zeltes und darin zwei gut erhaltene Tragbahren. Die Tragfläche der einen bestand aus Weidengeflecht, die der anderen aus paßrecht gearbeiteten Brettern. Auch einige Überreste von Gerätschaften u. dgl. wurden entdeckt, darunter hauptsächlich zwei Wagenachsen.

Interessant war ferner der Aufbau des Hügels selbst. Er bestand aus sorgfältig abgestochenen rechteckigen Gras- und Heidesoden, die mit der Grasfläche nach unten dachziegelartig um den in der Hügelmitte zur Stützung eingerammten Pfahl übereinandergeschichtet worden waren. Darüber lagerte eine etwa 1 m starke Humusschicht. Durch den damit erzielten vollständigen Luftabschluß konnten sich im Innern zahlreiche Pflanzenreste und Insekten trotz ihrer 1000jährigen Lagerung im Boden vollkommen frisch erhalten. Erst die erneute Luftzufuhr bei der Öffnung des Hügels ließ sie schnell zerfallen und vermodern.

Nach nunmehr abgeschlossener Untersuchung wird der Gorm-Hügel wieder aufgeschüttet, um ihm sein altes Aussehen wiederzugeben. Die Nachforschungen nach dem eigentlichen Königsgrabe sollen jedoch fortgeführt werden.

Bücheranzeigen

Kurt Pastenaci, Die Kriegskunst der Germanen. Verlag Adam Kraft, Karlsbad und Leipzig 1942. 320 S., 8 Taf., 29 Pläne. Geb. RM. 10.—.

Der Verfasser beabsichtigt mit diesem neuen Buch, wie er in der Einleitung betont, die noch in weitesten Kreisen herrschende Ansicht von der „Primitivität" der germanischen Kriegführung in das rechte Licht zu rücken. Ein Volk, dessen stoffliche und geistige Kulturhöhe heute allgemein anerkannt sind, kann unmöglich auf dem Gebiet der Kriegführung noch auf der Stufe von „Barbaren" gestanden haben. Dem widersprechen allein die Leistungen, die die ersten germanischen Heere (Kimbern, Teutonen, Ambronen und Sweben unter Ariowist), die mit den Römern in Berührung kamen und mit deren Art der Kriegführung noch nicht bekannt waren, hervorbrachten. Diese Taten werden von Pastenaci zunächst in einer allgemeinen Untersuchung herausgestellt, Sinn und Ziel sowie die verschiedenen Arten germanischer Heereszüge nach dem Süden aufgezeigt.

An Hand der vorgeschichtlichen Funde und der Schriftquellen werden sodann Hundertschaft und Sippe als die inneren Grundlagen des germanischen Heerwesens geschildert, ferner Schlachtordnung, Ausbildung und Ausbildner der Wehrmannschaft wie deren Bewaffnung untersucht. Es gelingt dem Verfasser auch gut, die germanische Kriegführung als Angelegenheit der ganzen Volksgemeinschaft deutlich zu machen. Endlich wird der Verlauf der wichtigsten Schlachten, Aufstellung der Heere, Angriffstaktik und Kampfesweise, soweit es möglich ist, rekonstruiert und durch beigefügte Pläne veranschaulicht. Hierbei werden nicht nur die Kämpfe der landnehmenden Germanen einschließlich der Kämpfe der Goten bei Adrianopel, sondern auch die Verteidigungsschlachten Armins unter Ausnutzung des „Weserdreiecks" gewürdigt.

Wenn auch ein Teil der Betrachtungen mangels guter diesbezüglicher Quellen nur auf Schlußfolgerungen beruht, so wirken doch auch diese überzeugend und wir dürfen das Ziel des Buches, das Können unserer germanischen Vorfahren auch auf dem Gebiet der Kriegführung wissenschaftlich nachzuweisen, als durchaus gelungen bezeichnen. Das Buch wird gerade in heutiger Zeit großem Interesse begegnen.

Rolf Roeingh, Ein Schwert hieb über den Kanal. Die siegreiche Englandfahrt Wilhelms des Eroberers nach den Bildberichten des Teppich von Bayeux. Deutscher Archiv-Verlag, Berlin 1941. 135 S., 6 Taf., 78 Abb. 7 Karten. RM. 8,40.

Der unter dem Namen „Teppich von Bayeux" bekannte gestickte Leinwandfries mit der Darstellung der Eroberung Englands durch den Normannen Wilhelm in der Schlacht von Hastings 1066 hat heute besondere Bedeutung erhalten. Gibt dieser noch über 70 m lange überraschend gut erhaltene Bildfries doch die Darstellung der letzten geglückten „Engellandfahrt" vor fast 1000 Jahren! Dies mag der Grund sein, warum die erste ausführliche Veröffentlichung dieses fast bisher nur der Fachwelt bekannten Dokuments in deutscher Sprache als volkstümliche Darstellung unter dem Titel: „Ein Schwert hieb über den Kanal" im Deutschen Archiv-Verlag, Berlin 1941, erschienen ist. Rolf Roeingh, der Verfasser bekannter Reiterbücher, hat dem Werk nicht nur einen anschaulichen Bildbericht mitgegeben, sondern auch eine knappe flüssige Schilderung der Vor- und Frühgeschichte der Insel und eine eingehendere Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, die der Landung Wilhelms des Eroberers vorangingen, beigefügt, an die naturgemäß kein allzu strenger wissenschaftlicher Maßstab angelegt werden darf. Besonderes Lob verdient die hervorragende Ausstattung des Buches. Wenn es auch nicht möglich war, den ganzen Bildfries farbig wiederzugeben — 12 Bilder zeigen die Originalfarben —, so ist doch die Gesamtdarstellung des Frieses in Schwarzweißtechnik sehr befriedigend. Zahlreiche zeitgenössische Darstellungen, wie Münzbilder u. dgl., ferner einige Übersichtskarten, sind eingefügt und machen das Buch zu einer bibliophilen Kostbarkeit. So ist es nicht schwer, dem Buch einen raschen Absatz vorauszusagen, da besonders der Vorgeschichtsfreund gern zu Geschenkzwecken nach ihm greifen wird.

Germanen-Erbe, Heft 7/8, 1942 enthält Aufnahmen von: Dr. E. Beninger, Wien, S. 106—107, 110—113; W. Gronau, Insterburg, S. 123—125; Fr. Mielert, Dortmund, Umschlagbild; Hans Retzlaff, Berlin, S. 97; Dr. Fr. H. Schmidt, Bayreuth, S. 116—120.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b. Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2 Printed in Germany.

Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrhundert)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

1. Urmenschen auf der Höhlenbärenjagd (Zeit des Neandertalers, letzte Zwischeneiszeit).
2. Höhlenleben zur Älteren Steinzeit.
3. Wohnplatz der Mittleren Steinzeit. Um 8000 v. d. Ztr. (noch nicht erschienen).
4. Eine Siedlung zur Jüngeren Steinzeit.
5. Handwerk und Handel zur Bronzezeit.
6. Leichenverbrennung bei den Germanen zur Eisenzeit.
7. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden.
8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft z. Beginn u. Ztr. (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (Jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Ztr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Ztr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrh.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Ztr.
16. Germanisches Wagenrennen zur Bronzezeit.

Größe der Bilder: Nr. 1—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 1—13, 15, 16 je unaufgezog. RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 1 u. 9 je RM. —.90, zu Nr. 4, 6, 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

F. E. Wachsmuth / Leipzig C 1, Kreuzstraße 3

Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte

vereinigt alle Vorgeschichtsfreunde und Vorgeschichtsforscher zu gemeinsamer Arbeit auf völkischer Grundlage. Seine Aufgabe ist die Erschließung und Verbreitung unverfälschten Wissens über die Geschicke und Kulturleistungen unserer nordisch-germanischen Vorfahren auf deutschem und ausländischem Boden. Die Verpflichtung der arteigenen Vorzeit gegenüber soll wieder jeden Deutschen mit Stolz erfüllen! Wer mit uns der Überzeugung ist, daß die vorgeschichtlichen Jahrtausende für die Gestaltung der ewigen Werte unseres Volkstums mehr bedeuten als die kurze Spanne geschriebener Geschichte, der

werde Mitglied im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte!

Als Kundgebung für deutsche Vorgeschichte findet jährlich, abwechselnd in allen deutschen Stammesgebieten, eine Reichstagung statt, bei der in Vorträgen, Führungen und Ausgrabungen Denkmäler der deutschen Vorzeit behandelt und gezeigt werden.

Anmeldungen sind an die Reichsleitung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, zu richten. Anschriften: Bundesführer: Prof. Dr. H. Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8; Kassenwart: C. Berger, Leipzig C 1, Kreuzstraße 2. — Der Mitgliedsbeitrag beträgt RM 16.— (auch für Mitglieder im Ausland). Beitragszahlungen erbeten auf Postscheckkonto Leipzig 28 (Joh. Ambr. Barth) mit Zahlvermerk „Für Reichsbund". Die Mitglieder erhalten den „Mannus", Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, mit jährlich vier Heften im Umfang von insgesamt 34 Bogen oder die Monatsschrift „Germanen-Erbe" kostenlos. Sie haben Anspruch auf Lieferung der „Mannusbücherei" zum Vorzugspreise.

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Lehrsammlungen

zur Steinzeit und Urgermanischen Zeit

Fundgetreue Nachbildungen, erstellt unter Mitwirkung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Lehrmittelverlag Rudolf Weber-Ullrich
Köln, Friesenplatz 24

Vorgeschichtliche Eisenhütten Deutschlands

Von P. Weiershausen, Herborn (Dillkreis).
X, 235 Seiten mit 70 Abbildungen im Text.
1939. gr. 8°. RM. 23.—, geb. RM. 24.50
Vorz.-Pr.*) RM. 19.50, geb. RM. 21.—

(Band 65 d. Mannus-Bücherei. Herausgegeben von Hans Reinerth)

*) Für Mitgl. d. Reichsb. f. Dtsche Vorgeschichte, Bez. d. Zeitschr. „Mannus", d. „Mannus-Bücherei" sowie b. Bestellg. v. 3 verschied. Bänden dies. Sammlg.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Die Rechtsstellung der germanischen Frau

Von Dr. Gerda Merschberger, Berlin.
VI, 196 Seiten mit 21 Abbildungen im Text. 1937. gr. 8°. RM. 12.60
Vorz.-Pr.*) RM. 10.70

(Band 57 der Mannus-Bücherei, gegr. von Gustaf Kossinna. Hrsg. vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte durch Prof. Dr. H. Reinerth, Berlin.)

Hamburger Lehrerzeitung: Aus einer gründlichen Kenntnis der germanischen Rechtsüberlieferungen und aus einer sicheren Einfühlung in germanisches Rechtsempfinden im Gegensatz zum wesensfremden römischen Recht gelingt es der Verfasserin, die weitverbreiteten Irrtümer über die untergeordnete Stellung der germanischen Frau zu widerlegen und die mutterrechtlichen Theorien zu entkräften.

*) Für Mitglieder des Reichsb. für Dtsche. Vorgeschichte, für Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Johann Ambrosius Barth
Verlag / Leipzig

Spinnen und Weben bei den Germanen

Von Dr. W. von Stokar, Köln.
VI, 142 S. mit 144 Abbildungen im Text.
1938. gr. 8°. RM. 12.—, geb. RM. 13.20
Vorz.-Pr.*) RM. 10.20, geb. RM. 11.40

(Band 59 der Mannus-Bücherei, gegr. von Gustaf Kossinna. Hrsg. vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte durch Prof. Dr. H. Reinerth, Berlin.)

NS.-Monatshefte: Vorgeschichtsforschung und Naturwissenschaft vereint, geben von Stokar die Möglichkeit, die wichtigen Fragen der germanischen Textilkunst einer Lösung entgegenzuführen. Jahrelanges Experimentieren und treue Kleinarbeit haben überraschende Erfolge gezeitigt. Alte Irrtümer, wie die erhaltende Kraft der Gerbsäure in den Baumsärgen, sind berichtigt und neue Entdeckungen gemacht.

*) Für Mitglieder des Reichsb. für Dtsche. Vorgeschichte, für Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Sammlung

Johann Ambrosius Barth
Verlag / Leipzig